

45988

Anastasius Grüns
„SCHUTT.“

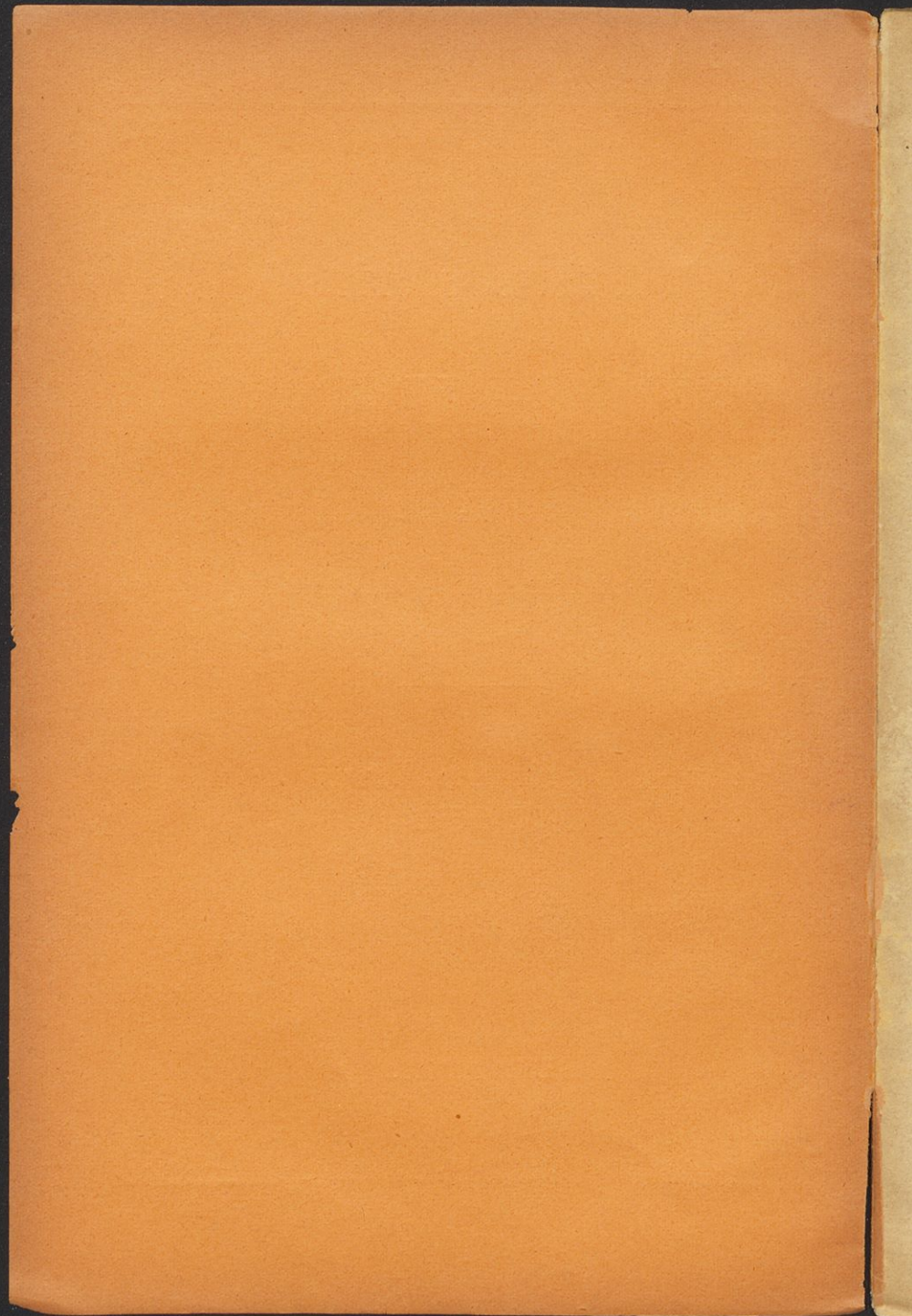
Von

Prof. Andreas Zeehe.

Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Ober-Gymnasiums
in Laibach.

Laibach 1881.

Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.





Anastasius Grüns „Schutt“.

I.

Darüber, dass der »Schutt« die bedeutendste poetische Schöpfung Grüns ist, sind die Literarhistoriker einig. Dagegen gehen die Besprechungen dieser Dichtung, was das Einzelne betrifft, namentlich auch bezüglich des Gedankens, der dieselbe durchzieht, ziemlich weit auseinander. Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, den Grundgedanken der Dichtung zu erörtern, zu welchem Zwecke es erspriesslich sein dürfte, einige Recensionen des »Schutt« aus grösseren und kleineren literarhistorischen Werken vorzuschicken; die Anordnung derselben erfolgt in chronologischer Reihe nach dem Erscheinen des betreffenden Werkes.

Heinrich Kurz sagt in seiner »Geschichte der deutschen Literatur« (1859), III., p. 255:

»Hatte er in denselben (»Spaziergängen«) die Idee der Freiheit ausschliesslich mit Rücksicht auf Oesterreich poetisch behandelt, so nahm er in dem »Schutt« einen allgemeineren Standpunkt ein, ohne jedoch den realen Boden aufzugeben; vielmehr fusste er auch hier auf der Wirklichkeit. Der »Schutt« besteht aus vier grösseren Dichtungen, die selbst wieder in kleinere, nur durch einen allgemeinen Gedanken zusammengehaltene Lieder zerfallen. In dem »Thurm am Strande« schildert er uns die Leiden eines wegen seiner freien Gesinnung im Gefängnisse schmachtenden Dichters mit einer Wärme und Wahrheit, welche selbst das härteste Herz erschüttern muss. Die zweite Dichtung, »Eine Fensterscheibe«, ist der Schilderung des Klosterlebens gewidmet; wenn sich im »Thurm« der Geist aller Leiden ungeachtet doch noch frei bewegte, sehen wir ihn hier in den drückenden Fesseln gefangen gehalten, jeder menschlichen und edlen Regung unfähig. In dem »Cincinnatus« stellt der Dichter in lebenswarmen Bildern die alte und neue Welt einander entgegen, die Versunkenheit jener, die er an den italienischen Verhältnissen veranschaulicht, und die Hoffnungen, welche Amerika erregt. Am höchsten erhebt er sich in den »Fünf Ostern«, in denen er, die Sage glücklich benutzend, dass Christus alljährlich am Ostermorgen vom Oelberge auf die Welt niederschau, bedeutende Epochen der Weltgeschichte vor unseren Augen erscheinen lässt: die Zerstörung Jerusalems, die Eroberung der heiligen Stadt durch die Kreuzfahrer, die Herrschaft der Muhammedaner, die Zeit Napoleons. Zuletzt erblickt er im Geiste das künftige Ostern, in welchem Halbmond und Kreuz in Jerusalem verschwunden sind und Gottes ewiger Frieden das Land und die Menschheit beglückt, Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug unbekanntere Erzählungen sind.«

Rudolf Gottschall äussert sich in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (3. Auflage, 1872), III, p. 92 fg. folgendermassen:

»Der »Schutt« ist von allen grösseren Dichtungen Grüns am genialsten componiert; es sind allegorische Fresken von glänzendem Colorit, mit denen der Dichter die Propyläen der freien Zukunft ausschmückt; es ist eine träumerische Musik des Gedankens, die zu immer volleren Accorden anwächst und alle Dissonanzen in mächtig ergreifender Harmonie auflöst. Wir stehen auf dem Boden Italiens, in dem trümmerreichen Lande einer grossen Vergangenheit. »Der Thurm am Strande« führt uns das Bild eines gefangenen venetianischen Dichters vor, in Klängen, welche zwar an Lord Byrons »Gefangenen von Chillon« erinnern, aber auch mit seltenem Schmelz und Reiz die Poesie der Sehnsucht schildern. Der Reichthum der Grün'schen Phantasie offenbart sich in der Fülle von Bildern, mit denen sie diese Situation ausmalt und die nicht bloss durch Neuheit und Schwung anziehen, sondern auch durch den Ausdruck tiefer Empfindung ergreifen. — — —

»Der Thurm am Strande«, der die in Ruinen gefesselte Menschheit symbolisiert, ist ohne Frage die gelungenste Partie des »Schuttes«, da die bestimmte Situation mit der grössten Klarheit ausgeprägt ist und nicht bloss unsere Phantasie, sondern auch unsere Empfindung lebhaft berührt wird. Weniger gilt dies von der klösterlichen Elegie: »Eine Fensterscheibe«, in welcher die Einheit der Situation fehlt und der Grundgedanke sich mühsam aus einer Fülle von Bildern emporarbeitet. Indess sind auch hier einzelne Wendungen von unnachahmlicher Schönheit, und das Bild drückt oft den Gedanken mit schlagender Kraft aus. Die dritte Abtheilung des »Schutt«: »Cincinnati«, eröffnet uns transatlantische Perspectives, von den Trümmern Pompejis, von der verschütteten und ausgegrabenen Vergangenheit hinaus in die Urwälder des fernen Amerikas, in das Asyl jugendlicher Freiheit, in welches alle flüchten sollen, denen die heimatliche Erde vergällt ist. Dort ist die schöpferische Kraft der Arbeit, die eine neue Zukunft gründet, während in Italiens Ruinen nur der Müssiggang und die Genussucht haust. Auch dieser Gegensatz ist poetisch schön erfunden und durchgeführt. Doch die Wiedergeburt der Menschheit soll nicht bloss jenseits des Meeres stattfinden; der Dichter sieht in der letzten Vision: »Fünf Ostern«, die allgemeine Weltbeglückung, den heiteren Frieden, in welchem alle religiösen Unterschiede erloschen, Kreuz und Halbmond verschwunden sind. Prächtig ist die Schilderung der fünf Ostern, die der Heiland, der nach einer alten Sage jährlich zur irdischen Stätte seines Wandels zurückkehrt, vom Oelberge mit anschauend erlebt: die Zerstörung Jerusalems, die Kreuzzüge, die Beduinenherrschaft, Napoleons Kriegszug und das Reich des Friedens, das von Rosen umblühte Golgatha. Der »Schutt« gehört zu den Perlen unserer modernen Poesie, denen unsere classische Dichtung nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat.«

Die Schrift von E. Schatzmayer: »Anastasius Grün. Sein Leben und Dichten«, (2. Auflage, 1872) bringt über den »Schutt« nur das eben angeführte Citat aus Gottschalls Literaturgeschichte.

Die wenigen, nichtssagenden Zeilen über den »Schutt« bei Schröer: »Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts« (1875), übergehend, schliessen wir hier die aus demselben Jahre stammende Besprechung von Karl Kirchner in Westermanns Monatsheften, XXXVII. Band, p. 646 und 647 an:

»Mit diesem Werke (»Schutt«) erstieg er seine dichterische Höhe und füllte auf die würdigste Weise eine Lücke unserer classischen Literatur aus.

— — — Es ist das bekannteste von allen Gedichten Grüns und darf von keinem ungelesen bleiben, der sein Interesse für die deutsche Literatur nicht auf Romane oder Goethe und Schiller beschränkt. — — —

Der Dichter beabsichtigt zu zeigen, wie alle menschlichen Veranstaltungen, welche der Entfaltung der höchsten, ewigen Idee von Recht, Liebe, Menschenwürde entgegenstreben, in Schutt zusammensinken und die Menschheit am Ziele ihrer Entwicklung alle Ruinen ihrer früheren Durchgangsformen mit dem reichen Leben ihrer Geistesfreiheit überkleidet. Zu diesem Zweck führt uns Grün zunächst vor die Trümmer eines Thurmes an Istriens Strand. Dieselben werden seiner Phantasie zu einem Gefängnis, in dem ein Dichter aus Venedig die allzu grosse Kühnheit seiner Verse gegen die Gewalthaber seiner Vaterstadt in Ketten und Banden büsst und in den ergreifendsten Klagen seine Befreiung ersehnt. Dieser Gefangene soll die unter politischem Drucke schmachtende Menschheit symbolisieren, und die durch einen vorübergehenden Wanderer gemachte Mittheilung, dass die Trümmer nicht Reste eines Gefängnisses, sondern eines Leuchthurmes sind, die Mahnung andeuten, dass die Machthaber dieser Welt anstatt den Geist zu fesseln, lieber weithin sichtbare Leuchten errichten möchten, um dem Geistesverkehr der Einzelnen und der Völker überall die Bahnen zu eröffnen. Im zweiten Theile, »Eine Fenster-scheibe« überschrieben, ergeht sich der Dichter beim Anblick einer Kloster-ruine in Betrachtungen von theils ernsten, theils ergötzlich spottenden Scenen aus den Zeiten religiöser Bedrückung. — — — Im dritten Theile, der den Titel »Cincinnatus« führt, werden wir nach Italien versetzt, dem Lande, welches zugleich durch politischen und religiösen Druck am tiefsten darnieder zu liegen schien. Bilder aus der Trümmerstadt Pompeji beziehen sich auf das italienische Volk, das durch lange Missregierung nur noch eine Ruine seiner früheren Grösse ist. Abwechselnd mit Gedichten dieses Inhalts und mit ihnen schroff contrastierend beschäftigen andere, anknüpfend an ein in Neapels Bucht zur Abreise fertiges amerikanisches Schiff, welches »Cincinnatus« heisst, unsere Einbildungskraft mit dem Leben der Amerikaner, ihren Urwäldern, der gesunden Kraft ihrer Pflanzler und ihren Freiheitskämpfen. So gross aber auch der Gegensatz zwischen Italien und den Freistaaten der neuen Welt ist, so fehlt doch viel, dass der Dichter in ihnen die Ziele seiner Hoffnungen sähe. Nach seiner Darstellung hält der einseitige Hass gegen die Kronen, die Enttäuschung der Einwanderer, die Sklavenwirtschaft, die rechtswidrigen Kriege gegen die Indianer den Vorzügen das Gegengewicht, und so bahnt er sich den Uebergang zu dem vierten Theile, den »Fünf Ostern«. Indem er sich an eine Sage des Orients anlehnt, dass jedesmal zu Ostern der Herr auf die Stätte seines Leidens herabschaue, lässt er ihn hier viermal die gewaltigsten Umwälzungen politischer Natur und die heftigsten Kämpfe der drei wichtigsten Religionen, des Christenthums, Judenthums und Islams sehen. . . . Aber erst in ferner Zukunft wird ein Ostern kommen, an dem die Trümmer längst von Saatenfülle und Rebengewinden bedeckt sind. Die Flur durchjauchzt ein Volk, an Tugend reich.

Aber in all den Städten im Thal und den Häusern kennt man das Schwert nicht mehr und nicht das Kreuz, und als man beide auf dem Felde ausgräbt, weiss keiner ihren Gebrauch zu deuten.

Dieser Schluss ist dem Dichter öfters verdacht worden, aber mit Unrecht. Das völlige Vergessensein von Schwert und Kreuz dient selbstverständlich nur zur grellen Hervorhebung des Gedankens und ist nicht eigentlich zu

nehmen, da sich ein idealer Zustand der Menschheit ohne geschichtliches Rückerinnern allerdings nicht vorstellen lässt. Während sodann das Schwert natürlich den Krieg mit allen seinen Leiden selbst bedeutet, so ist bei dem in Vergessenheit gerathenen Kreuz nur an die äusseren vergänglichen Formen des Christenthums zu denken, deren Widerstreit so viel Unglück und Weh über die Menschheit gebracht hat. Der Geist des Christenthums soll aber eben in den fünften Ostern verwirklicht erscheinen, denn so allein hat es einen Sinn, wenn der Dichter sagt:

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht das Kreuz voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz.
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen.

Er führt also nur in einem poetischen Gemälde aus, was die christliche Religion selbst hofft, dass dereinst ein Hirt und eine Herde sein wird.«

Karl Grün bemerkt in dem Nekrologe über Graf Anton Auersperg (Beilage zur »Augsburger allg. Zeitung« vom 19. November 1876) über den »Schutt« Folgendes:

»Galten die »Spaziergänge« der Actualität, dem greif- und nennbaren Elend österreichischer Zustände, so führt uns der »Schutt« ins Gebiet idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung, in die transcendente Welt übermenschlicher Hoffnungen und rosigster Zukunftsträume. Gewaltige Irisbögen webt der Dichter von den Ruinen Pompejis hin zur transatlantischen Republik, von den Trümmern am Adria-Gestade zum segensreichen Leuchthurm (?); das Schwert wird ihm zur Sichel, ähnlich wie Jean Paul die Kanonenkugel aufpflügen liess, und im Geist erschaut er eine Metempsychose des Christenthums zur Religion der reinsten Menschenliebe:

Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Wir erinnern uns, dass in einem Kreise hochgespannter Seelen dieser Flug denn doch allzu ikarisch erscheinen wollte, und dass Jünglingknaben, die selbst das poetische Rösslein schon wacker tummelten, nicht recht wussten, was sie von jener Verrosung (!) des Kreuzes denken und halten sollten. Jedoch hat vermöge wahlverwandter Besaitung des deutschen Charakters der »Schutt« zwölf Auflagen erlebt, während die »Spaziergänge« soeben erst in siebenter Auflage erscheinen und nur noch die »Gedichte« es höher brachten, nämlich auf vierzehn«.

Walther Bormann kommt in seiner Broschüre: »Anastasius Grün und sein Pfaff vom Kahlenberg« (1877) auch auf den »Schutt« zu sprechen; er schreibt darüber p. 19—21:

»Es folgt »Schutt«, den er im Alter von 29 Jahren veröffentlichte. Das Alterthum mit seiner schönen Sinnlichkeit und rauhen Härte, die neue Welt mit jugendlicher Freiheit und — Sklaverei, das Mittelalter mit Kreuzfahrern und Klosterwesen, das neue Europa mit seinem verachteten und doch übermächtigen Judenthume und dem Ehrgeize des corsischen Eroberers, der vom Geiste des Christenthumes möglichst fern gewesen, ziehen in sinnvollen Bildern vorüber. Von manchen Seiten wird »Schutt« für Grüns bedeutendste Dichtung erklärt. Obschon ich gar nicht meine, dass diese reichhaltigen Gedichte schon genügend verstanden und gewürdigt seien, stimme ich dem nicht bei. Sprache und Uebersichtlichkeit scheinen mir nicht immer ebenso lichtvoll, wie in den

»Spaziergängen«, und mancherlei Ausstellungen wird nur die eine Erwägung erheblich vermindern, dass der Dichter hier eine Schöpfung lieferte, wie sie in dieser Art einzig ist. — — —

Einige Worte noch über den Ausgang der »Fünf Ostern«. Gleich neben die Erscheinung des Corsen tritt dort das Bild eines echten »deutschen Ideologen«. Ein Paradies auf Erden wird gezeichnet, eine Zeit ohne Sünde, voll ewigen Friedens. Niemand kennt mehr das Schwert, als es im Schutt gefunden wird, niemand mehr »das Wappen der Menschheit«, das Kreuz. Das ist ein poetisches Gemälde, unter welchem man Wahrheiten entdecken kann, an sich Wahrheit ist es nicht. Der Mensch wird auf Erden stets seine Vergangenheit beherrzigen, immer bewusst der Sünde in das Antlitz schauen müssen, um ihr gewachsen zu sein. Nöthigen Falles müssen wir sogar mit dem Schwerte Recht und Sitte vor fremder Barbarei beschützen. Was bleibt wahr an dem Gemälde? Eines bleibt unbestreitbar, dass es im Kerne der Seele einen lebendigen Glauben gebe, unabhängig von jedem äusseren Zeichen. Ein zweites ist auch wahr, dass uns das Mass der Zeit, wenn wir alle zusammen vollsten Glauben und vollste Liebe besässen und unbewusst besitzen dürften, selbst bei den einfachsten Beschäftigungen kräftiger und lebendiger ausgefüllt wäre, als mit aller unserer Wissenschaft und Kunst; denn das Licht, welche diese uns entzünden sollen, strahlte uns dann bereits. Endlich ein Ziel bleibt die Zeit des ewigen Friedens uns immer, auch wenn wir es nie erreichen.

Dies wonnige Bild am Schlusse des »Schutt« ist ein Merkmal des tiefen Wehes, mit dem der Edle die ganze Schmach dieser Welt empfand, so dass er nach dem Vollkommenen suchte, um sie zu verbergen. Ueberall hat er hoffnungsfrische Kränze gebreitet, und dennoch täuscht uns das nicht, dass darunter nichts als — Trümmer liegen. Der Name des Buches ist trefflich gewählt. Nicht aller äussere Sinnenreiz konnte diesen Mann blenden; es war, als ob er zum Kerne erst durch eine Welt von Trümmern vordringen musste, über denen er das Hallelujah des Todesengels erlauschte.«

Zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht möge noch einmal R. Gottschall das Wort gegeben werden. Wir lesen in seiner Poetik (4. Auflage, 1877) II., p. 73 fg:

»Von der neueren Reflexionslyrik verdient besonders der »Schutt« von Anastasius Grün wegen seiner grossartigen Composition Beachtung. Das Gedicht tritt freilich aus dem subjectiven Rahmen heraus; es schliesst sich nicht an ein inneres oder äusseres Erlebnis des Dichters an. Die Bilder, die es uns vorführt, sind scheinbar losgelöst von der persönlichen Stimmung des Poeten und mit dem Geschick anderer, erfundener Persönlichkeiten verwebt. Doch das Auge des Dichters schaut aus ihnen heraus; es ist nur eine rasche und flüchtige Metamorphose, welche die Lebhaftigkeit der Betrachtung und Schilderung erhöht.«

Und nach einer ausführlicheren Inhaltsangabe des »Schutt« fährt Gottschall fort: »Dieser ganze kunstvolle Cyclus von Elegien spiegelt, trotz der Verschiedenheit der Situationen und des Reichthums der wechselnden Scenen, einen Grundgedanken, der sich in jeder Elegie in anderem Farbenspiele bricht. Dieser Gedanke ist nicht philosophisch klar und lässt sich in keine bestimmte Formel fassen; er gehört jenem träumerischen Gebiete der Reflexion an, welche, aus der Stimmung des Dichters herausgeboren, über eine Fülle von Bildern den eigenthümlichen Hauch dieser Stimmung ausgiesst. Die Grund-

stimmung des Dichters ist aber die Wehmuth über die Trümmer der Weltgeschichte, über das verfallende Europa und die Sehnsucht aus diesen alternen Zuständen, aus diesem »Schutt« heraus in eine freie und jugendfrische Welt, deren harmonische Versöhnung, deren volle, der ganzen Welt aufgehende Glorie in den Schlussaccorden des fünften Ostern gefeiert wird. Alle Gestalten der Geschichte hat der Dichter gleichsam in ein elegisches Pantheon versammelt; das verschüttete Alterthum, das versinkende Mittelalter, Kerker und Kloster, den Mönch und den Juden lässt er in seiner magischen Laterne vorübergleiten, und gerade die rasche Flucht der Erscheinungen, die besonders in den »Fünf Ostern« einen schattenhaften Eindruck macht, dient dazu, die Vergänglichkeit des Irdischen um so lebhafter dem Gemüthe vorzuführen. So schweift die Reflexion von Bild zu Bild, ja sie weicht scheinbar in kühnen Fugen aus, aber wir werden immer zum Grundtone zurückgeleitet. So können wir, trotz der weiten Ausdehnung des modernen Elegien-Cyclus, trotz der grossen Verschiedenheit des Stoffes und der Weltanschauung, deren Bereicherung und Erweiterung zu verkennen nur einer einseitigen Bildung vorbehalten bleibt, in der Rhythmik der Composition, ihrem farbenreichen Scenenwechsel, ihrem hin- und herwogenden Gange die Aehnlichkeit zwischen der antiken und modernen Elegie nicht vermissen.«

Die kurzen Notizen, welche Gottschall in demselben Werke und Bande p. 13, 70 und 90 bringt, können hier übergangen werden.

Ausser den hier angeführten Stellen sind mir ausführlichere Besprechungen des »Schutt« in neueren literarhistorischen Werken nicht bekannt geworden; eine kurze Vergleichung jener führt zu folgenden Bemerkungen:

Die citirten Schriftsteller stimmen darin überein, dass der »Schutt« die hervorragendste Dichtung Grüns ist, mit Ausnahme Bormanns, der für den von ihm speciell behandelten »Pfaff vom Kahlenberg« den höheren poetischen Wert in Anspruch nimmt. Kurz und K. Grün widersprechen sich geradezu; während ersterer sagt, A. Grün nehme im »Schutt« einen allgemeineren Standpunkt als in den »Spaziergängen« ein, »ohne jedoch den realen Boden aufzugeben«, so führt uns nach letzterem »der Schutt ins Gebiet idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung«. Im ganzen bespricht Kurz die Dichtung in einfacher, aber nicht erschöpfender Weise; Gottschall hält sich mehr in allgemeinen Ausdrücken; Bormanns Worte treffen auch nicht den Kern der Sache, und nur Kirchner scheint mir den Gedankengang des Dichters bestimmt und scharf erfasst und ausgesprochen zu haben. Gleichwohl wird sich im Folgenden Gelegenheit finden, Kirchners Ausführungen zum Theile zu ergänzen, zum Theile eine abweichende Ansicht zu äussern.

Wie Kirchner finde ich die Idee der Dichtung darin, dass sich die Menschheit im grossen Ganzen aufwärts bewege, dass sie dem Siege des Rechtes, der Freiheit und Humanität sich nähere, ja dass ihr in ferner Zukunft, am Ziele ihres Strebens, ein völkerbeglückendes, schönheitverklärtes goldenes Zeitalter winke, für dessen Heraufführung die bisherigen Stadien der Menschengeschichte die ersten Grundsteine gelegt haben. Dieser Gedanke findet sich bei Grün nicht vereinzelt, sondern in verschiedenen grösseren und kleineren Dichtungen zum Ausdrucke gebracht, wie es uns beim Sänger des siegesbewusststen Idealismus nicht wundernehmen kann; namentlich sei schon hier, damit wir für den »Schutt« einen bestimmten Ausgangspunkt gewinnen, auf eine für unseren Zweck wichtige Stelle hingewiesen.

Am Schlusse der »Kirchweihe« (im »Pfaff vom Kahlenberg«) lesen wir:

So ragt auch durch die Zeit, die schwanke,
 Aufrecht ein ewiger Gedanke;
 Ob ihr ihn Freiheit, Liebe heisst,
 Ob Ehre, Recht, ob Glauben, Geist,
 Kein Zerrbild taumelnder Gesellen
 Wird sein ureigen Licht entstellen.

— — — — —
 Nur wer das Ganze kann erfassen,
 Dem tönt die Harmonie der Massen,
 Und unabwendbar muss er lauschen
 Des Menschengestes sel'gem Rauschen.

Name ist Schall und Rauch,
 Umnebelnd Himmelsglut.

heisst es im »Faust«; der Gedanke Grüns ist klar genug ausgedrückt, wenn er sich auch nicht erschöpfend in Worte fassen lässt.

Und damit es nicht scheine, dass hier zur Erläuterung des »Schutt« ungerechtfertigter Weise eine Stelle aus einer bedeutend später (1850)¹⁾ erschienenen Dichtung Grüns herangezogen werde, der vielleicht infolge einer inneren Wandlung des Dichters keine Beweiskraft für unseren Zweck zukomme, so sei hier einer Bemerkung Bauernfelds gedacht, der durch vieljährigen Verkehr den Freund genau kannte.²⁾ Auf p. 139 seines Buches: »Aus Alt- und Neu-Wien« (Gesammelte Schriften, XII. Band) schreibt er: »Ich kenne niemanden, der sich von seinen Jünglingsjahren bis in das volle Mannesalter so vollkommen selber gleich geblieben wäre, als Anton Alexander Graf Auersperg.«

Der »Schutt« besteht bekanntlich aus vier Liedercyclen, welche durch den Gesamttitel und den Gesamtgedanken zu einem einheitlichen Ganzen verbunden sind. Von diesen vier Liedercyclen soll nun im Folgenden speciell gehandelt werden.

II.

Der erste Liederkranz führt die Ueberschrift: »Der Thurm am Strande«; sein Inhalt ist kurz folgender:

Der Dichter erblickt am Strande von Istrien an einem schönen Frühlingsabende einen alten Thurm, der über dem Thore einen geflügelten Löwen trägt, zum Zeichen, dass er einst der Herrschaft der Venetianer unterstanden hat. Der fremdartig als Ruine in der von der Abendsonne verklärten grünenden und blühenden Natur dastehende Thurm erinnert den Dichter an den Geistes-

¹⁾ Uebrigens hatte sich Grün schon 15 Jahre vor dem Erscheinen des »Pfaff« mit dem Plane dazu getragen. Vergl. Brief Lenaus an Grün vom 10. Juli 1835 (Schurz, Lenaus Leben, I., p. 308), worin er dem Freunde die erbetene Mittheilung über Herzog Otto macht. Grün selbst schreibt an Bauernfeld (Briefwechsel p. 388), dass der »Pfaff« zu sehr unter dem Einflusse unserer vormärzlichen Zustände geschrieben sei, unter denen ja auch der »Schutt« abgefasst worden ist.

²⁾ Im »Album österr. Dichter« (1850) lesen wir p. 64 (Note) folgende Stelle aus einem Briefe Grüns vom 19. Jänner 1849 an die Verleger: »Der Herausgeber (Bauernfeld) ist ein so vieljähriger lieber Freund von mir, der mein äusseres und inneres Leben seit Jahren genau kennt« etc.

druck, den einst die herrschende Oligarchie Venetiens ausübte, und so hält er diesen Thurm für einen ehemaligen Kerker. Dieser Gedanke erfasst ihn so lebhaft, dass er die wahrhaft ergreifenden Klagelieder des unglücklichen Gefangenen, eines venetianischen Dichters, zu vernehmen meint. »Ich bin«, klagt derselbe, »wegen meiner freiheitlichen Gesinnung, ohne dass ich ein Vergehen oder Verbrechen begangen habe, in diesen Thurm geworfen worden, der einsam am brausenden Meere stehend meine Schmerzensrufe nicht zu den Ohren meiner Verfolger dringen lässt. Die belebte und unbelebte äussere Natur hat Mitleid mit mir, meine Richter aber nicht; dafür will ich in meinen Gedichten mit meinen Ketten eure Namen durch die Jahrhunderte schleppen. Die Sterne, welche ich durch das vergitterte Fenster erblicke, sind die Glieder der zersprengten goldenen Kette, mit welcher einst ein Riese den Mond zum Stillstehen zwingen wollte. Diese Sterne bewegen mir wie eine Freiheitshymne das Herz, und wie der Mensch gerne seine Träume in die Sterne verlegt, so möchte auch ich, Gefangener, meine Ketten dahin versetzen. Die erste Kette wand aus Rosen die Liebe, und von der Liebe hat der Hass gelernt, in Erz Ketten nachzubilden. Auch kein Buch liessen sie mir, und so will ich im Buche des Himmels blättern; aber die herrliche Natur sehe ich nur durch das Gitter: so entstellt der Mensch die göttliche Schöpfung mit schwarzen Strichen. Wenn ich nur wieder einmal eine Rose sehen könnte! Die Aehre, welche ich aus meinem Strohbette zog, erinnerte mich an das Garbenfeld, die fröhlichen Schnitterinnen, die sangesfreudigen Lerchen; wenn ich nach einem Schnitterkranze den Arm erhob, erklirrte die Kette. Ein Vöglein setzte sich mit einer Beere in Schnabel an mein eisenvergittertes Fenster; das Beerlein erweckte in mir den Gedanken an den Baum, auf dem es gereift, an den Wald, das Meer, die ganze schöne Natur, die ich nicht geniessen kann. Selbst das Antlitz des alten Kerkermeisters erquickt mich, da es mir, wenn auch entstellt, das Ebenbild der Gottheit zeigt, und auch den Zuspruch des zu ungewohnter Stunde eintretenden Geistlichen nehme ich mit Ruhe entgegen. Endlich bin ich frei, aber meine einstigen Freunde sind todt oder weichen mir, als einem Gebrandmarkten, aus. Ich will mir neue Liebe schaffen und neues Leben erringen; mein Todfeind führt mich zur Quelle und ich sehe, dass ich alt geworden bin — mein Frühling ist dahin! So kehre ich in den gewohnten Kerker zurück!« —

Die Lieder verklingen leise und lustiges Jauchzen ertönt neben dem Dichter; er fragt den Greis, welcher die Jubelrufe erschallen liess, wer einst in diesem Thurme geächzt und wessen Ketten darin erklirrt haben. Und die Antwort lautet: »Nur die Wetterfahne hat geächzt und nur die weingefüllten Becher lustiger Brüder haben hier geklirrt; denn der Thurm, über den ich die Aufsicht hatte, war ein Leuchthurm, der zur Ruine geworden ist, seitdem man dort einen neuen gebaut hat.« So hat also der Dichter grundlos von »Finsternissen und verdorrten Lenzen« gesungen. Inzwischen sind Mond und Sterne am Himmel aufgestiegen, das Feuer des Leuchthurmes strahlt hell auf:

Licht! Licht! ihr Losungswort, das grosse, stimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen.

Der Dichter erklärt also in dem siebenzehnten, dem Schlussgedichte dieses Cyclus selbst, sich getäuscht zu haben: was er für einen Kerker hielt, war im Gegentheile ein Leuchthurm; wo einst nach seiner Meinung ein

Dichter, der für Erleuchtung auf geistigem Gebiete kämpfte, unter dem Klirren seiner Fesseln lange Jahre hindurch ächzte, ist vielmehr Licht angezündet worden, hellstrahlendes, weithin sichtbares, um Unheil und Verderben abzuwenden; was hier als Ruine sich erhalten hat, diente nicht der Klage, sondern dem Jubel:

So war der Hain des Friedens und der Liebe
 Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
 Mich dünkt wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
 Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Grün ist ein viel zu ernster Dichter, als dass er nach der Weise der Romantiker daran Gefallen fände, mit souveräner Willkür die selbstgeschaffenen dichterischen Gebilde wieder in ein Nichts aufzulösen und so mit unbeschränkter Ironie über dem gewählten Stoffe zu schweben. Es kann ihm auch hier nicht darum zu thun gewesen sein, erst den Leser für das sehnsüchtige Klagen des gefangenen Dichters zu interessieren und dann zu erklären, es ist alles nicht wahr, wir stehen ja vor der Ruine eines Leuchthurmes! Auch der Umstand, dass »Der Thurm am Strande« nicht ein selbständiges Ganzes ist, sondern den Theil einer grösseren Dichtung bildet, schliesst eine ironische Auffassung desselben aus.

Was mag nun die Absicht des Dichters bei der Ausführung dieses ersten Cyclus gewesen sein? Nur Kirchner spricht darüber eine bestimmte Meinung aus, die mir aber nicht das Richtige zu treffen scheint. Bei Grün, in dessen Dichtungen die Reflexion eine sehr bedeutende Rolle spielt, der den gewählten Stoff häufig nicht um seiner selbst willen, sondern als Träger einer bestimmten Idee behandelt, müssen alle Umstände sorglich erwogen werden. Der Thurm war kein Gefängnis, sondern ein Leuchthurm und verbreitete Licht, statt das Licht — hier im geistigen Sinne — zu schädigen; der Dichter gibt ferner selbst an, dass er sich getäuscht habe, und so möchte ich den Gedanken, welchen »Der Thurm am Strande« poetisch-symbolisch ausführt, so bezeichnen:

Manche Einrichtung, manche Erscheinung, welche dem oberflächlichen Blicke ein Hemmschuh auf der Bahn der fortschrittlichen Entwicklung der Menschheit zu sein scheint, ist es bei näherer Untersuchung nicht, ja erweist sich sogar als günstig für die Erreichung eines höheren und freieren Culturzustandes, was in der Schlusstrophe auch dadurch angedeutet ist, dass Himmel und Erde in Licht erglügen.

Wenn Gottschall von Klängen spricht, welche an Lord Byrons »Gefangenen von Chillon« erinnern, so trifft dies eigentlich doch nur für die äussere Situation zu. Hier wie dort haben wir es mit einem Gefangenen zu thun, der sein Schicksal der Liebe zur Freiheit verdankt, in beiden Fällen ist das Gefängnis ein vom Wasser umrauschter Thurm — aber weiterhin ist Grün doch ganz originell. Bei Byron finden wir mehr historische Bezüge, welche bei Grün gar nicht vorkommen, dagegen ist letzterem die tiefwehmüthige Klage über den Verlust des freien Anblickes der Natur eigenenthümlich, worin wohl gerade die Hauptschönheit dieser Lieder besteht. Auch stammen die »Erinnerungen an Adria«, die Frucht eines Aufenthaltes im Süden, aus dem Jahre 1829³⁾, so dass auch die Annahme, dass

³⁾ Grün machte überhaupt häufig Reisen nach Italien, auch in den ersten dreissiger Jahren. Vergl. Kirchner p. 648.

die äussere Situation im »Thurme« der Byron'schen Dichtung nachgebildet sei, unnöthig ist.

Bezüglich des poetischen Wertes dieses ersten Theiles des »Schutt« betont meiner Meinung nach Gottschall mit Recht, dass er im Vergleiche mit den übrigen Theilen am höchsten stehe; nur zugunsten der »Fünf Ostern« liesse sich vielleicht eine kleine Einschränkung machen. Vor allem wird uns die äussere Situation in musterhafter Klarheit vor Augen geführt: der zerfallene graue Thurm am Meeresstrande, umblüht von südlicher Vegetation, umspielt vom kräftigen Lichte und Schatten des Südens, mit seinem in bedeutender Höhe angebrachten kleinen, vergitterten Fenster, an dem sich Epheu klammernd festgesetzt hat, an dem hie und da ein Vöglein, seine Beere verzehrend, Rast hält. So klein ist das Fenster, das nur auf das Meer und den Himmel einen Blick gestattet, dass im Innern des Thurmes, wo ein Strohbett steht, tiefe Finsternis herrscht. Das alles ist mit der grössten Schärfe und Bestimmtheit dargestellt, was gerade nicht von allen Dichtungen Grüns gerühmt werden kann.

Die reiche, fast unerschöpfliche Phantasie des Dichters, die ihn mitunter verleitet, über die rechten Schranken hinauszuschreiten, äussert sich in unseren Gedichten in der schönsten und befriedigendsten Weise. Der Stoff ist ja ganz ein Product seiner dichterischen Imagination, und die einzelnen Lieder führen uns recht anschauliche und klare Situationen vor. Die Erzählung, wie die Kette entstanden ist, wie die Aehre und der beerenessende Vogel dem Gefangenen die ganze Natur vor das Auge zaubern, geben für das Gesagte Zeugnis; dazu kommt, dass eine innige Wärme, ein tiefes, reiches Gemüthsleben in diesen Klageliedern Ausdruck findet, so dass sie gewiss auf jedes empfängliche Gemüth einen nachhaltigen Eindruck machen. In dieser Beziehung zeichnen sich namentlich die Gedichte 8 bis inclusive 12 aus, die wohl zu dem Tiefstempfundenen gehören, was Grün überhaupt geschrieben hat. Sie sind zugleich durch die innigste Liebe zur Natur charakterisiert, deren Schönheit im grossen Ganzen wie im einzelnen Gegenstande sie mit prächtigen Worten preisen.

Die Verse Grüns sind im allgemeinen nicht sehr flüssig, »weil ihnen die Elasticität der Gestaltung fehlt«⁴⁾; ausserdem ist, wie ich glaube, der allzu häufige Gebrauch der Participien, die überwiegende Voranstellung des Genitivs, die mitunter harten Ellisionen, die Vorliebe für schwerbetonte, zusammengesetzte Adjectiva und Substantiva, das Auslassen des Artikels an Stellen, wo ihn der Sprachgebrauch verlangt, schuld daran. Endlich darf nicht übersehen werden, dass der gedankenschwere Inhalt, dessen Verständnis sich mitunter beim ersten Lesen nicht gleich erschliesst, auf die geringere Flüssigkeit der Verse Einfluss übt. Auch rücksichtlich dieser Umstände ist im »Thurm« massgehalten, und die oben speciell hervorgehobenen Lieder dürften zu den flüssigsten gehören, welche uns die Grün'sche Muse beschert hat, zumal wenigstens ihnen »die Elasticität der Gestaltung« gewiss nicht fehlt. Bezeichnend erscheint mir auch der Umstand, dass der Dichter an dem ursprünglichen Texte dieser Lieder verhältnismässig wenig geändert hat, sie ihn daher selbst befriedigten. Darüber wird noch weiter unter eingehender gehandelt werden.

⁴⁾ J. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur (4. Aufl.), III., p. 90.

III.

A. Grün hebt die Dienste, welche die Klöster des Mittelalters der materiellen und geistigen Wohlfahrt der Menschheit geleistet haben, in seinem »Pfaff vom Kahlenberg« in gebührender Weise hervor. Wir begleiten mit dem Dichter die beiden Reisenden, Herzog Otto und Wigand, durch das waldreiche Mürzthal, in dessen Abgeschlossenheit der erstere »der Gesittung Licht« zu tragen beschliesst. Zu diesem Zwecke will er in Neuberg ein Kloster gründen:

Dann ruf' ich Mönche von Citeaux:
Ihr heil'gen Pflüger in weisser Kutte,
Ihr Rebenpflanzler in wüstem Schutte,
Eu'r Kleid ist licht, eu'r Thun ist froh;
Kommt wie die ersten Taubenscharen,
Saatstreuend in dies Thal gefahren,
Wählt Rüstzeug aus des Berges Erzen
Und rodet Wälder, rodet Herzen!

— — — — —
— — — — —
Zieht ihr die Furchen, wollet denken,
Bis in die Herzen sie zu lenken!
So, Pflügermönche, bringt die Strahle
Der mildern Sitten diesem Thale.

»Eine Fensterscheibe« — die Lieder, welche den zweiten Theil des »Schutt« bilden — führen uns auch ein klösterliches Leben vor, aber aus einer Zeit, in welcher der Geist der Klosterzucht verfallen, der Sinn für die geistigen Interessen erloschen, die Rücksichtnahme auf das Wohl der Menschheit in den Hintergrund getreten ist. Die vierzehn unter jenem Titel vereinigten Gedichte führen folgende Bilder und Gedanken aus:

Aus Föhren blickt ein verfallenes Kloster hervor, zu dessen Bau einst Könige und Königinnen Kostbarkeiten beisteuerten, aber auch ein Bettler einen Pfennig brachte, von dem der Abt die Kosten einer Fensterscheibe bestritt, wie eine in derselben eingeritzte Inschrift berichtet. Die Zerstörung ist schon weit vorgeschritten, die Kuppel halb zerfallen, der Thurm geneigt, Marmorbilder sind herabgestürzt. Bei der Fensterscheibe wirft der Dichter einen Blick ins Innere des Baues und führt uns nun im weiteren vor, was er geschaut hat. Der Priester am Altare hält die Monstranze in den Händen, andächtig liegt die Menge auf den Knien. Ein greiser Mönch im Kreuzgange verwünscht alle Ideen, für welche er, der Dichter, ficht. Im Refectorium sammeln sich an den grossen Tischen nur wenige Mönche zum Mahle, denn der Tod hat ihre Anzahl bedeutend vermindert. Ein junger Priester, dessen Herz ein »Eisfeld« schien, wird durch die Beichte eines Mädchens in seinen Anschauungen erschüttert. Im Bildersaal der Aebte finden wir die verschiedensten Charaktere, schon will der Dichter den Saal verlassen, da erblickt er das Bild eines Abtes, aus dem eine besondere Gutmüthigkeit spricht. Ein Mönch, der einst bei Leipzig begeistert mitgefochten hat, wegen der der Befreiung folgenden Reaction aber ins Kloster getreten ist, vergleicht das Leben des Klosterbruders mit dem des Soldaten. Der Rosenstrauch hat das Marmorbild des Engels und des Satans im Klosterhof umschlungen; trotzdem im Refectorium auf schwarzer Tafel »Silentium!« stand, schlug in der Nähe

eine Nachtigall und girrte ein Taubenpaar; die Ranken der Rebe haben sich an der Gartenwand ausgebreitet und verdecken jetzt die Worte:

O Mensch, du kennest weder Tag noch Stunde!

Um die Mitternachtsstunde erheben sich die Geister der hier begrabenen Mönche und klagen, dass der Bau zugrunde gehe, ferner die des Bildhauers, Malers und Baumeisters, welche an Kirche und Kloster gearbeitet haben, und jammern, dass ihr Werk in Schutt zerfallen ist; als es im Osten zu grauen beginnt, verschwinden die Geister. Im Klosterkeller hält das grösste an die kleineren Fässer eine Ansprache. Der Anblick des Grabmales des Stifters erinnert den Dichter daran, dass jener vielleicht einst im Widerspruche mit der Inschrift des Steines als fröhlicher Ritter ein Leben des Genusses geführt habe. Der »strenge Abt« setzt einem jungen Priester, der erst heute eingekleidet worden ist, auseinander, wie mächtig einst die Kirche gewesen ist. Wegen Mangels an Brüdern ist ein Mönch Bibliothekar, Chronist und Gärtner, in Wahrheit aber nur letzteres, da er sich um Bücher und Geschichte nicht kümmert. Der Dichter begleitet den letzten Mönch auf seinem Todesgange, das ewige Licht erlischt, die Engelbilder fallen zur Erde, der Dom selbst stürzt ein; die Zeit wallt vorüber und streut Erde über die Ruinen, so dass Saaten und Rosen daraus hervorspriessen; zwischen ihnen sieht er einen Dichter »ferner Tag« lustwandeln, der heitere Lieder dichtet, während über ihm hoch in den Lüften eine Lerche schmettert.

Jedes der vierzehn Gedichte führt uns an eine andere Stelle des verfallenen Kirchen- und Klosterbaues, und es werden uns sehr verschiedene Gestalten geschildert, ganz im Gegensatze zum »Thurm«, wo uns der Dichter das Gemüthsleben einer einzigen Persönlichkeit in einer scharf begrenzten Localität darstellt. Das wirkt verwirrend und lässt eine einheitlich befriedigende Stimmung beim Leser schwer aufkommen. Wohl sind die einzelnen Bilder, welche des Dichters Pinsel entworfen hat, bestimmt und geeignet, uns ein verfallenes Leben zu malen, denn nicht von einem Mönche hören wir, dass er mit Liebe und Freude an seinem Berufe hängt, und nicht ein Bestreben kommt zur Geltung, wodurch die Klöster einst so segensreich gewirkt haben. Aber es ist doch auch sehr Fernliegendes, wie etwa das Grabmal des Stifters und was der Dichter daran knüpft, herbeigezogen, wodurch die Composition dieses Theiles allzu sehr gelockert wird. Und dazu kommt ein zweites. Auch in Bezug auf die Zeit scheint ein streng einheitlicher Standpunkt nicht eingehalten. Gleich im ersten Gedichte wird uns das Kloster als eine Ruine, deren Quadern schon aus dem Zusammenhange gelöst sind, geschildert, und trotzdem werden uns in einer Reihe von Gedichten Scenen aus dem Leben der, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie einst, hier wohnenden Mönche geboten, ja in dem drittlezten Gedichte erfahren wir, dass heute erst ein neues Mitglied in den Orden aufgenommen worden ist, und im letzten Gedichte endlich erblickt der Dichter durch ein Fenster des Baues, wie sich der letzte Mönch dieses Klosters, von Todesahnung getrieben, in den Dom begibt und hier auch stirbt. Ebenso scheint es mir zeitlich nicht genügend zu harmonieren, wenn uns ein Mönch berichtet, dass er nicht erfüllter Hoffnungen wegen nach der Leipziger Schlacht das Ordenskleid genommen habe, und später ein anderer meint, dass er zwar Chronist sei, doch nichts zu berichten wisse, während sein Vorfahr noch an der Chronik

geschrieben habe, sowie auch, wenn im letzten Gedichte der Zerfall des Domes, der nach dem ersten bereits eingetreten ist, erst in die Zukunft verlegt wird.

Das hier Erörterte meint wohl auch Gottschall, wenn er diesem Liedercyclus »Einheit der Situation« abspricht. Es ist, als ob das kräftigere Licht des sonnigen Südens, das den Thurm am Strande von Istrien umspielt, auch die darauf bezüglichen Gedichte schärfer beleuchtete, während das verfallende Kloster, das sich der Dichter jedenfalls auf deutschem Boden denkt (in das von Föhren umgebene Kloster hat sich ein Kämpfer von Leipzig zurückgezogen), weniger bestimmt und scharfbegrenzt hervortritt. Doch scheint mir Gottschall zu weit zu gehen, wenn er an derselben Stelle behauptet, dass sich »der Grundgedanke aus einer Fülle von Bildern mühsam emporarbeitet«.

Wiederholt wird in dieser Abtheilung des »Schutt« auf das Grünen und Blühen der Natur hingewiesen, welche zu der ascetischen Richtung des Klosterlebens einen Gegensatz bilde. Die wichtigsten hieher gehörigen Stellen sind in der voranstehenden, freilich dürftigen Inhaltsangabe wenigstens berührt. Im achten Gedichte dieses Cyclus fordert die Natur geradezu zum heiteren Genusse des Schönen auf:

Denn üb'rall hinter dir mit grüner Ruthe
Steht Lenz, mein lust'ger Rath, im Schellenhute.

Und weiterhin ist für die Auffassung der Dichtung von Bedeutung, dass sich aus der Stelle des zu Schutt versunkenen Klosters flötend eine Lerche in die Lüfte erhoben hat. Denn die Lerche ist unserem Dichter die Freiheits-sängerin, in welcher Eigenschaft sie an mehreren Stellen seiner Dichtungen gefeiert wird. So lesen wir im Gedichte: »Warum?« (in den »Spaziergängen«):

Wenn sie mit Kanonen schiessen auf die Lerche, leicht beschwingt,
Die, wie ein Gebet der Freiheit, siegend durch die Wolken dringt.

»Sieg der Freiheit« (ebenfalls in den »Spaziergängen«) enthält beim Preise des Frühlings folgende Stelle:

Seine Marseillaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall.

Als Freiheitssängerin erscheint die Lerche auch in dem Sonette: »Poesie der Zukunft«, in dem Abschnitte: »Ein Stück Exposition etc.« (in den »Nibelungen«), und im fünften Liede des ersten Theiles des »Schutt« nennt sich die Lerche selbst

.... der Freiheitseelen eine.

Der Gedanke, welchen der Dichter im zweiten Theile des »Schutt« symbolisch zum Ausdrucke gebracht hat, scheint mir demnach folgender zu sein:

Wohl gibt es Einrichtungen, welche der fortschrittlichen Entwicklung der Menschheit hinderlich sind (der Dichter schildert uns, um es nochmals zu wiederholen, ein verfallenes Klosterleben), aber die Zeit ist mächtiger als sie und schreitet über sie hinweg. Mit der Zeit im Bunde steht die Natur, welche auch Ruinen mit Saaten und Blüten überkleidet, dem Menschen die Freude am

Schönen ins Herz pflanzt und die Lerche emporsendet, welche jubelnd das Lied der Freiheit anstimmt.

Wenn die Einheitlichkeit in der »Fensterscheibe« manches zu wünschen übrig lässt, so fehlt es dagegen auch hier nicht an schön erfundenen Situationen und prächtigen Gedanken; namentlich das fünfte, siebente und achte Gedicht der Reihe scheinen mir in dieser Hinsicht hervorragend.

IV.

Die umfangreichste Abtheilung des »Schutt« ist die dritte, »Cincinnati« betitelt. Diesen Namen trägt sie nach dem aus Amerika gekommenen, zur Rückfahrt bereiten Schiffe »Cincinnati«, das im Golf von Neapel Anker geworfen hat. Diese Gedichte sind einem jungen, deutschen Amerikaner in den Mund gelegt, der am Schiffsmaste lehnd die in Neapel und Pompeji geschauten Bilder noch einmal in seinem Geiste vorübergleiten lässt und im Gegensatze dazu Verhältnisse und Zustände seines Vaterlandes schildert. So spielt also von zwei unmittelbar aufeinander folgenden Gedichten das eine in Europa, das andere in Amerika: das erste und letzte (vierzehnte) Gedicht handeln verknüpfend von beiden Erdtheilen. Zunächst sei so kurz als möglich der Inhalt dieses Theiles angegeben.

Der Amerikaner begrüsst vom Borde des »Cincinnati« den Golf von Neapel, die Inseln in demselben, die Stadt auf dem Festlande, welche auf dem Schutte des Vesuv erbaut ist, und Pompeji, das uns ein Stück Weltgeschichte erhalten und in dessen Ruinen die Natur triumphierend manchen Baum gepflanzt hat. Auf den Strahlen der im Wasser untersinkenden Sonne wandelt sein Geist nach Amerika; er verherrlicht sein aufstrebendes Heimatland, den schönen Strand von Baltimore. Ueberall herrscht thateneifriges Streben, selbst auf den Grabeshügeln alter Zeit erhebt sich ragend ein tausendjähriger Wald: so einte sein Geist Tod und Leben. — Bürger von Pompeji, ich betrete dein Haus, das »salve« an der Schwelle gilt auch mir! Ist es auch in Trümmern, verschönt es doch der südliche Himmel und die üppig grüne und blühende Natur. Amor und Bacchustrophäen erblicke ich im Innern des Hauses, die verkohlte Papyrusrolle birgt Schätze der Museen. Der Ring des Daseins umschliesst alles Organische, und so möchte ich auch den späten Enkeln mein »salve« zurufen! — Sei mir gegrüsst, Ohio, an dessen Ufern mein Vaterhaus emporragt, im Kreise seines Ackerlandes sitzt mein alter Vater wie ein siegreicher Feldherr. Der Urwald ist gefällt, die Saatenfelder wogen, die Herde schreitet auf der Flur und nur die deutsche Nachtigall fehlt; der Greis neigt sinnend sein Haupt, vielleicht beschleicht ihn Heimweh nach dem verlassenen Lande seiner Geburt. — Einst ward der Geist des Feuerberges in Liebe zur schönsten Pompejanerin entflammt, die er im Garten lustwandeln sah. Aus Liebe zu ihr eilte er vom Vesuv herab, sie zu umarmen; allein durch die vorausgesandte Asche, die, vom Sturme vorwärts getrieben, den Garten hätte einhüllen sollen, ist sie getödtet worden. — In einem Hause im Thale der Alleghany wohnt meine Braut; einst wand ihr meine Hand Kränze, während ihr Haupt im Schosse des greisen Vaters ruhte. Ich vertheidigte gegen ihren starr republikanisch gesinnten Vater die Krone, das Symbol der Monarchie, als das Erbe der Kraft, den Lohn der Schönheit, das Geschenk der Liebe und bekränzte jener das Haupt. Vor dem alten Rebell stand seine Tochter, von mir mit dem Kranze gekrönt als Königin, vom

treuesten Unterthanen die Huldigung zu empfangen. — Ein bourbonischer Soldat ruft dem Gerippe eines pompejan. Wächters, das vor dem Thore lehnt, höhrend zu, dass er die Stadt vor dem Vesuv nicht habe retten können. Auch er sei einst im Dienste der Freiheit in den Kampf gezogen, doch habe er aus Liebe zur Nachtigall, die so schön geschlagen, zu den Rosen, die so herrlich geblüht, zu der Traube, die so voll gewunken, es vorgezogen, vor allem auf seine Rettung bedacht zu sein; unbeweglich bleibt das Gerippe. — Wegen des Festtages der Unabhängigkeit wird in Pittsburg Wachtparade abgehalten; der Hauptmann schüttelt den Kopf, weil die Reihen gar so bunt gemischt sind. Von soldatischer Disciplin findet sich bei ihnen keine Spur, doch sind die Herzen »uniform«, wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelt. — Neben dem Triumphthore, aus dem einst der Siegeswagen des Imperators fuhr, liegt im Staube ein Lazzarone, der es als höchste Lust preist, dass er hier ruhig liegen könne. Für militärische Lorbeern fehlt ihm jedes Verständnis. Wozu Paläste, die nur den Anblick des Himmels rauben? Ewig möchte er hier liegen, um in die Luft und auf das Meer zu schauen. Gut, dass die Fremden nach Neapel kommen, so braucht er ihre Länder nicht zu besuchen; bis zu seinem Tode bleibt er hier und dann tragen ihn gottlob! andere. Nur den einen Wunsch hegt er, es möchten die Maccaroni Schlangen sein, die sich zu ihm hinbewegen, damit er um sie nicht aufstehen dürfe. — Ein Schiff mit Auswanderern fährt auf hoher See, die Leute, welche Europa den Rücken gekehrt haben, hoffen in Amerika das Gegentheil von jenen Verhältnissen zu finden, um derentwillen sie ihr Vaterland verlassen. Alle Erwachsenen, mahnt der Capitän anlässlich der Taufe eines neugeborenen Kindes, sollen sich im Weltmeere auch taufen und tief hinein ihre Fehler und moralischen Gebrechen versenken. Plötzlich erschallt es: »Land! Land!« Man erblickt eine Mauritiapalme, welche die Auswanderer einlädt, hier auszusteigen, denn sie bietet für alle Bedürfnisse Befriedigung. — Ueber dem verfallenen Thore einer dunklen Zelle im Circus winkt ein Blütenstrauch, wie das Zeichen der Schenke. Beim Eintritte erblicken wir in der Ecke das Gerippe eines Fechtensclaven; »das hohle Aug'« ist noch zum Worte »libertas« hingewendet, das er wohl selbst einst, um sich daran zu trösten, mit dem Kampfdolch in die Mauer eingeritzt hat. Daraus sog er Kraft, wie ein Becher guten Weines die Sehnen stärkt. »Libertas« gehört zum stärksten, besten Weine; kommt, fremde Völker, ein Schlückchen davon wird euch nicht schaden! — Ein Pflanzler, der in den Apalachenbergen im Schatten einer Sycomore sitzt, erfreut sich im Kreise seiner Familie seines Erntesegens und preist den Thee, der Amerika die Freiheit gebracht hat. Er ermahnt die Kinder, am Rechte festzuhalten, es säet der Mensch, doch über seiner Saat wacht eine dunkle Macht. Hinter ihm taucht aus der Zuckerplantage ein Negerhaupt empor. — Eine in Pompeji ausgegrabene Lampe hat zu verschiedenen Zwecken Licht gespendet, auch manchen Weisen, die über das menschliche Elend nachgedacht haben, freilich ohne es beseitigen zu können. Jetzt steht die Lampe auf dem Tische eines Forschers, der die Züge eines alten Papyrus entziffern will; er vergisst dabei auf alle Schönheiten des Lebens. Sinne, Mann, über das alte Räthsel weiter, noch ist die Erde voll des alten Elendes. — Abgesandte der Weissen sind, um den Frieden zu unterhandeln, zu den Indianern in den Urwald gekommen. Wohl wird die Friedenspfeife geraucht, aber sie sinnen vergebens darüber nach, wie sie das Schlachtbeil so tief und so sicher verbergen könnten, dass es niemals mehr zum Unheile

ans Tageslicht trete. Endlich sagt ein Greis: »Lasst das Beil, aber greift in euer Herz, darin ruht der Keim zum neuen Kampfe. Und aus dem Herzen wird das Schlachtbeil wieder erstehen, bis es einst eine Handvoll Erde bedeckt;« in der Natur herrschte Friede. — Das Schiff verlässt den Golf von Neapel, der Amerikaner nimmt Abschied von Europa, dessen Reichthum die Quelle seines Unglückes ist, und fordert Amerika auf, die Leiden des ersteren möglichst zu mildern. Schlingt Hand in Hand, ihr Schwestern, die Kronen Europas stehen gut zum grünen Kranze Amerikas! Herrscht doch in der ganzen Natur nur eine, alles erzeugende Lebenskraft, und entstammen doch auch alle Producte des menschlichen Geistes der einheitlichen Kraft desselben! Die Natur erneut sich ewig, der Mensch verschwindet, wie ein Tropfen im Meere. In der Ferne glüht, klein wie ein Stern, der Gipfel des Vesuv; Nacht ist es inzwischen geworden, die Sterne der Bundesflagge sind nicht mehr zu erkennen, dafür funkeln am Firmamente unzählige leuchtende Sterne.

Grün liebt es, Gegensätze vorzuführen, was wohl dem Reflexionsdichter überhaupt sehr nahe liegt, weil er durch die Hervorhebung des Gegensatzes die Gedichte nicht nur besser abrunden, sondern auch den Gedanken schärfer beleuchten kann. Sehen wir doch auch in Schillers Gedichten, in seinen wissenschaftlichen Erörterungen und im dramatischen Dialoge die Freude am Gegensatze! In Grüns kleineren Gedichten finden sich zahlreiche Beispiele hiefür; aus dem »Schutt« könnten angeführt werden: der Gegensatz zwischen dem Klosterleben in älterer und dem in späterer Zeit, der Unterschied im Begräbnisse des Mönches und des Soldaten (beide Stellen in der »Fenster-scheibe«), der Streit über die Krone (im »Cincinnatus«), der ganze »Cincinnati« selbst, die gegensätzliche Schilderung der Reize der Provence und des Trümmerfeldes von Palästina (in den »Fünf Ostern«). Im allgemeinen ist der Zweck derjenigen Bilder, welche zum Hintergrunde Pompeji oder das moderne Neapel haben, uns abgestorbene Zustände zu schildern: das alte Pompeji mit seinem heiteren Schönheitscultus ist verschüttet, die Neapolitaner der bourbonischen Zeit — denn diese schweben dem Dichter vor Augen — sind keines lebenszeugenden Gedankens fähig. Deshalb führt uns der Dichter einen bourbonischen Soldaten vor, der als seine höchste Aufgabe den Genuss der schönen südlichen Natur und als Vorbedingung dazu die Erhaltung des eigenen Lebens betrachtet, der daher für die höchsten Güter der Menschheit keinen Kampf wagt. Deshalb schildert uns Grün in wahrhaft köstlicher Weise die Lebensphilosophie des Lazzarone, der das *Dolce far niente* förmlich zur Kunst ausgebildet hat. Die völlige Bedürfnislosigkeit desselben wurzelt in seiner unbegrenzten Arbeitsscheu; es gilt ihm daher als vollendete Lebensweisheit, unthätig im Staube zu liegen, stumpfsinnig Regen und Sonnenschein hinzunehmen und trotz aller Armseligkeit höchstens den einen, aber sehr bezeichnenden Wunsch zu hegen, dass sich die Maccaroni selbst zu ihm hinbewegen möchten. Auf dem Boden von Neapel ist demnach ein Heil für die fortschreitende Entwicklung der Menschheit nicht zu erwarten.

Anders in Amerika. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke Grüns gewesen, als gegensätzliches Bild zum Lazzarone uns ein Schiff auf hoher See vorzuführen, das europamüde Auswanderer, die aus verschiedenen Motiven dem Lande ihrer Geburt Lebewohl gesagt haben, nach dem Westen trägt. Er zeigt uns an dem Beispiele der Mauritiapalme, die am Schlusse dieses Gedichtes die Auswanderer willkommen heisst, wie derjenige, der Mühen und Gefahren nicht scheut, sich im fernen Amerika eine viel bessere Existenz schaffen kann,

als sie der den Tag verlungernde Lazzarone führt. Und in ähnlichem Sinne sind auch die übrigen Bilder gehalten, welche auf dem Boden der neuen Welt spielen. Wer sich ehrlich bemüht, der kann sich daselbst eine sorgenfreie Zukunft sichern; unter der Axt des kräftigen Pflanzers sinkt rasch der Urwald, an seiner Stelle breiten sich weite Saatengefilde aus, auf den Flüssen herrscht der lebhafteste Schiffsverkehr, volkreiche Städte entstehen wie über Nacht. Ueberall erblickt das Auge das eifrigste, rührigste Leben, ein ganzer Erdtheil ist der Menschheit neu gewonnen. Das »golddurchschossene« Sternbanner weht schützend über dem Amerikaner auch in der Fremde, daheim erfreut er sich der politischen Freiheit, die eine in der Gesinnung einige Volkwehr gegen jeden Angriff zu vertheidigen bereit ist. Darnach, glaube ich, lässt sich der Gedanke des »Cincinnatus« so bezeichnen:

Wohl gibt es Länder, die für das geistige Leben der Menschheit unfruchtbar, Völker, die für ideale Zwecke als abgestorben zu betrachten sind, dafür erwacht in anderen Gegenden ein neues Leben und wird dadurch der Menschheit ein bis dahin verschlossener Bereich der Cultur eröffnet.

Grün ist nun weit entfernt, die Zustände in Amerika in allzu rosigem Lichte darzustellen, sie geradezu als ideale zu betrachten, oder dem Leser zeigen zu wollen, dass hier die Menschheit dem Endziele ihrer Entwicklung nahe gekommen sei. Von der allzu günstigen Auffassung, welche man in den dreissiger Jahren in Deutschland unter der Ungunst der heimischen Verhältnisse über Amerika hegte, zeigt sich Grün frei. Es sind sehr erhebliche Schattenseiten, welche er nicht verschweigt. Heimweh nach dem Lande der Geburt beeinträchtigt die heitere Lebensfreude und trübt die Zufriedenheit über den errungenen Wohlstand; republikanische Einseitigkeit führt zu ungerechter Beurtheilung monarchischer Einrichtungen; die Sklaverei verträgt sich nicht mit der Anerkennung des allgemeinen Menschenwertes; der Rassenhass zwischen den Weissen und den Rothhäuten, für den es keine Versöhnung gibt, die Vernachlässigung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen⁵⁾ gereichen Amerika nicht zur Ehre und stellen es hinter Europa. Und so schwebt auch hier im grossen Ganzen dem Dichter über Amerika ein ähnliches Bild vor, wie er es in dem Gedichte: »Einem auswandernden Freunde« (in den »Spaziergängen«) gezeichnet hat.

Wie der Kreuzzugspilger Scharen einst gen Zions Trümmerrest,
Wälzt sich jetzt der Völker Heerzug ins gelobte Land gen West;
Ach, wohl wird's auch euch ergehen, wie sich's jenen einst begab:
Euer Heiland ist erstanden und ihr trefft ein leeres Grab!

»Cincinnatus« enthält sehr hervorragende Schönheiten. Vor allem muss hier des grandiosen Phantasiegemäldes gedacht werden, in welchem Grün den Geist des Vesuv in Liebe zu der schönsten Frau von Pompeji entbrennen lässt, die er durch den vom Sturmwinde gepeitschten Aschenregen den Blicken der übrigen Bewohner entziehen will, aber gerade dadurch tödtet. Im Purpurmantel glühender Lave stürmt der Feuergeist den Berg herab, Blitze leuchten als seine Diamanten, glühende Steine funkeln als seine Granaten. Das neunte

⁵⁾ Hiefür ist bezeichnend, dass Grün dem Gedichte, welches von den mühsamen Studien der Gelehrten in Europa handelt, ein Gedicht folgen lässt, welches den Rassenhass zwischen den Weissen und Farbigen zum Inhalte hat.

Gedicht ragt besonders durch seinen Inhalt hervor; classisch ist die Schilderung des Lazzarone, ergreifend die mit sonst bei Grün seltener Schlichtheit dargestellte Friedensversammlung der Weissen und Indianer, an deren Erfolge ein erfahrener Greis ganz und gar zweifelt.

Der Gedanke, die Verhältnisse in Amerika den süditalienischen entgegenzusetzen, auf welchen ein Dichter der Gegenwart kaum verfiel, lag einem Poeten der dreissiger Jahre nahe genug, da damals Amerika als das Eldorado politischer Freiheit und socialen Glückes galt. Schöne Aufschlüsse in dieser Beziehung enthält nach der Anzeige Kapps ⁶⁾ das Buch von Gustav Körner: »Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Amerika 1818 bis 1848.« Kapp sagt: »Nach der Niederwerfung der freiheitlichen Bestrebungen in Spanien, Italien und Griechenland fiengen die Vereinigten Staaten damals an, von den deutschen Liberalen als das grosse Musterland der Freiheit, als das Asyl aller Unterdrückten und als Vorkämpfer alles Fortschrittes, als die Zukunft der Menschheit gefeiert zu werden ⁷⁾.... Im Gegensatze zum heimischen Drucke und Elende, zur deutschen Dürftigkeit und Noth glaubte die uns vorausgegangene Generation an die grössere Jugendfrische und edle Natur der Amerikaner, an ihren unbeugsamen Freiheitsgeist und ihre moralische Ueberlegenheit. Was die deutschen Amerikaner in ihrer geschichtlichen Verblendung drüben nicht sahen ⁸⁾, ja was sie in der europäischen Form dort nicht sahen, das existierte einfach für sie nicht, daher dieser Zug des falschen Idealisierens, welchem Sealsfield ⁹⁾ so spannend, so siegesgewiss in seinen grossartig angelegten Lebensbildern auf halbem Wege begegnete. Und nach der Unterdrückung der Juli-Revolution nahm die Sehnsucht nach Amerika und das Auswanderungsfieber erst recht überhand; den jetzt täglich willkürlicher werdenden Massregelungen gegen alle, welche nur den Wunsch nach deutscher Einheit zu erkennen gegeben hatten, und der durch sie gesteigerten Polizeiwirtschaft gelang es, im jungen Deutschland einen kosmopolitischen Radicalismus grosszuziehen, welcher mit Börne'scher Verbitterung und Byron'schem Weltschmerz versetzt, alles in der Heimat verachtete und bewundernd seinen Blick über Frankreich und England hinaus nach Amerika schweifen liess. Sogar in unserer Literatur machte sich diese selbstgefällige Europamüdigkeit eine Zeitlang als höherer Standpunkt, als einzig berechtigtes Streben breit... Dass diese krankhafte Stimmung selbst unter Optimisten und ruhigen Bürgern um sich griff, beweist u. a. schlagend der alte Justinus Kerner, der 1832 Europa nicht mehr ansehen mochte, weil es ihm die Polen angethan hatten und weil es ihm die Verfolgung jedes freien Gedankens verleidete.« ¹⁰⁾

⁶⁾ Mir ist nur die erwähnte Anzeige in der »Deutschen Rundschau«, Oktoberheft 1880, nicht aber das Buch selbst bekannt geworden. (Obige Stelle p. 102 fg.)

⁷⁾ G. Duden aus Eberfeld, der 1824 in Amerika einwanderte, predigte in seinen verkündenden Schilderungen für Deutschland zuerst das Evangelium vom angeblichen Paradies des Westens, Kapp p. 96. Vergl. Brief Lenaus an Schurz vom 16. März 1832 bei Schurz, Lenaus Leben., I., p. 163.

⁸⁾ Sehr bezeichnend hiefür ist bei Grün das Gedicht von der Bedeutung der Krone.

⁹⁾ Der nach Kapp p. 105 bei vielen den Gedanken an die Auswanderung hervorrief; »zu Anfang der vierziger Jahre wurden Sealsfields Romane förmlich verschlungen«.

¹⁰⁾ Brief Kerners bei Mayer: »N. Lenaus Briefe an einen Freund«, p. 59: »Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird es oft ganz bange in ihm«, und p. 64: »Die Polen legten mir einen solchen Kummer ins Herz, dass ich Europa nicht mehr ansehen mag.

Auf diese Auffassung Amerikas, welche damals im Leben und in der Literatur die herrschende war, ist hier deshalb ausführlicher eingegangen worden, um im Gegensatze dazu Grüns richtigeres Urtheil und schärferen Blick bezüglich der amerikanischen Verhältnisse zu zeigen.

Lässt sich somit die Hereinziehung Amerikas in den »Schutt« schon aus diesem allgemeinen Gesichtspunkte leicht erklären, so war dies dem Dichter noch persönlich dadurch nahe gelegt, dass sein schwermüthiger Freund Lenau im August 1832 sich nach Amerika eingeschiff hat, freilich ohne dort die gewünschte Heilung zu finden. Vielmehr erschien ihm Amerika nach längerem Aufenthalte in der neuen Welt als »das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben.«¹¹⁾ Ich glaube, Grün nimmt im ersten und dritten Gedichte des »Cincinnatus« ausdrücklich auf den Aufenthalt Lenaus in Amerika Bezug. Wenigstens scheint es mehr als blosser Zufall zu sein, wenn der junge Amerikaner im »Cincinnatus« gerade Baltimores schönen Strand und die Niederlassung seines Vaters am Ohio begrüsst, und wir über die Reise Lenaus nach und in Amerika lesen, dass er in Baltimore gelandet ist, sich durch die Urwälder nach Ekonomy in Pennsylvanien am Ohio begeben hat,¹²⁾ und dass er auch nach Pittsburg am Ohio gekommen ist, in welcher Stadt Grün die Wachtparade vor sich gehen lässt.¹³⁾ Der enttäuschte Lenau, der noch dazu im Winter an einem rheumatischen Leiden krank lag, machte in seinen Gedichten (z. B. »der Urwald«) so wenig wie in seinen Briefen und Gesprächen¹⁴⁾ daraus ein Hehl, dass er durch den Aufenthalt in der neuen Welt eine bedeutend ungünstigere Auffassung der amerikanischen Verhältnisse gewonnen habe, und so mag immerhin auch dieser Theil das »Cincinnatus« durch Lenaus Mittheilungen beeinflusst sein.¹⁵⁾ Wie dem auch sei, jedenfalls zeigt uns das Bild, das sich

¹¹⁾ Brief Lenaus an Reinbeck vom 5. März 1833 bei Mayer, Lenaus Briefe. (Bei Kapp irrtümlich als Datum der 5. Mai angegeben.)

¹²⁾ Schurz im »Album österreichischer Dichter«, 1850, p. 12.

¹³⁾ In Pittsburg wohnte Lenau im Hause eines Herrn Volz. Vergl. Schurz, Lenaus Leben, I., p. 203: »Schon der Name des Mannes that Niembsch wohl, denn so hiess auch der Hauptmann, bei dem er als Philosoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte.« Und im »Schutt« hält ein Hauptmann die Parade ab.

¹⁴⁾ Schurz schreibt am 5. Mai 1833 an Mayer (Lenaus Briefe p. 104): »Auch mündlich hörte ich den Freund jene brieflichen Ansichten meistens bestätigen.«

¹⁵⁾ Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen der Bemerkung Lenaus (Schurz, I., p. 199): »Die Nachtigall hat recht, dass sie bei diesen Wächtern nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, dass Amerika gar keine Nachtigall hat«, und der Stelle im »Cincinnatus«:

Doch dünkt mich, in dem blüthenreichen All
Fehlt ihr die heim'sche, deutsche Nachtigall.

Ferner behandelt Lenau in den Gedichten »Der Indianerzug« und »Die drei Indianer« den unversöhnlichen Hass zwischen den Weissen und den Rothhäuten; im letzteren lesen wir:

Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödlich bittres Hassen.

Aehnlich heisst es im »Cincinnatus«:

Doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht schon jetzt
Von euch manch' einer frisch zum Kampfe wetzt!

Grün von Amerika entworfen hat, dass ihn seine gesunde Natur und der zuversichtliche Glaube an den Sieg der von ihm verherrlichten Ideen auch in Europa trotz der Ungunst der damaligen politischen Verhältnisse vor einer einseitigen Ueberschätzung der amerikanischen Zustände bewahrte, die, wie oben erwähnt, durch Sealsfields Romane genährt, noch in den vierziger Jahren die vorherrschende war. Bei Grün wenigstens ist die Darstellung der amerikanischen Verhältnisse frei von »Börne'scher Verbitterung und Byron'schem Weltschmerz«. Vielmehr dürfen wir als die Ueberzeugung Grüns folgende Ansicht Lenaus annehmen, welche dieser erst nach bitteren Erfahrungen in Amerika gewonnen hat: »Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeisterung schwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, dass die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Willen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.«¹⁶⁾

Süditalien als Schauplatz für die Schilderung einer abgestorbenen Cultur, als für die Menschheit verlorener Boden ist gewiss auch sehr glücklich gewählt, da ja der Dichter uns nur das bourbonische Königreich seiner Zeit vorführen konnte. Mit der antiken Cultur ist es auf diesem Boden vorüber, das zeigt uns das verschüttete Pompeji, und bezüglich der Gegenwart ist für die Regeneration der Menschheit von der dortigen Bevölkerung nichts zu hoffen, das zeigt uns der feige Soldat und der faule Lazzarone. In Unteritalien ist bis heute jeder Einbruch gelungen,¹⁷⁾ und wie schmachlich das Regiment in Neapel in neuerer Zeit zu wiederholten malen zusammengebrochen ist, davon finden wir seit dem Einfall der Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Geschichte mehr als ein Beispiel. Wenn der Wächter »in der Livrey bourbon'scher Lilien« ohne Schamgefühl sagt, dass er geflohen sei, als:

Durch der Abruzzens grüne Thale wanden
Wie weisse Mauern sich der Deutschen Glieder,

so ist es wohl am nächsten gelegen, an die österreichische Occupation unter Frimont vom Jahre 1821 zu denken, deren Verlauf gewiss auch kein Ruhmesblatt in der Geschichte Süditaliens bildet.¹⁸⁾ Rechnen wir noch hinzu, dass unter einigen Königen in Neapel der Einfluss der Lazzaroni ein höchst bedeutender war, so dürfen wir wohl sagen, dass das scharfe Auge des Dichters in Unteritalien, über das seit dem Zusammenbruche des römischen Weltreiches ein verhängnisvolles Geschick gewaltet hat, einen sehr geeigneten Schauplatz für die bildliche Darstellung seines Gedankens gefunden hat. Es wäre nur vielleicht wünschenswert, dass Grün aus dem Neapel seiner Zeit mehr als zwei Bilder gebracht hätte: an reichlichem Stoffe für diesen Zweck hätte es ihm

¹⁶⁾ Schurz, I., 224.

¹⁷⁾ Gregorovius, *Gesch. d. Stadt Rom*, V., 389 (2. Aufl.): »Die praktischen Ursachen seines (Manfreds) so schnellen Unterganges zeigt ausserdem die Geschichte Süditaliens, des unkriegerischen Landes ohne Nationalgefühl, ohne Treue und Bestand, wo niemals eine Dynastie Dauer gewann und wo bis auf den heutigen Tag jede Invasion und Eroberung gelungen ist.«

¹⁸⁾ Reuchlein, *Gesch. Italiens*, bemerkt über die fluchtartige Auflösung der Neapolitaner unter Pepe bei Rieti (7. März 1821), I., p. 182: »Bis auf wenige Compagnien lief alles kreuz und quer auseinander, nachrückende Bataillone lösten sich auf.«

bei dem gänzlichen Verfall aller Zustände dieses Staatswesens nicht gefehlt.¹⁹⁾ Und wie eine Bestätigung der Auffassung der neapolitanischen Verhältnisse seitens des Dichters klingt es, wenn wir bei Ruth²⁰⁾ lesen: »Der kräftige Norden Italiens wird sich vergebens für die Regeneration des neapolitanischen Südens opfern.«

V.

Die letzte Abtheilung des »Schutt« — »Fünf Ostern« — enthält zwar nur fünf Gedichte, doch sind dieselben so lang, dass dieser Cyclus den ersten und zweiten an Umfang fast erreicht.

Der Dichter knüpft an die schöne Sage des Orientes an, dass Christus alljährlich zu Ostern vom Oelberge herab auf die Stätte seines einstigen Wirkens und Leidens schaue, und führt uns sodann fünf weltgeschichtliche Ostern von höchster Bedeutung für Palästina und die ganze Menschheit vor. Das erste mal schaut Christus Jerusalem unmittelbar nach der Zerstörung durch Titus. Allenthalben sieht das Auge Trümmer und Schutt; der Tod hat hier seinen Triumphzug gehalten, keine Spur eines menschlichen Pfades. Kein Laut ertönt weit und breit, nur der Kedronbach klagt: »Einst spiegelte ich Tempel und Paläste, jetzt muss ich das Bild des Todes tragen. Ueber Gestein und Leichen schwebt der siegreiche römische Aar wie ein Leichenrabe. Die Stadt mit ihren Herrlichkeiten ist dahin, nur die in Felsen gehauenen Gräber sind übrig geblieben. Beim Falle der Stadt floh das Volk, die Nachtigallen und die Rosen; alle Farben sind erloschen, alle Töne verklungen, nur ich blieb zurück als eine Thräne am Auge der Vernichtung.«

Zum zweiten male sieht Christus vom Oelberge herab; trotz des Frühlings ist noch alles grau und kahl, der Mensch hat über dem Schutte wieder eine Stadt erbaut. Soeben haben die Kreuzfahrer Jerusalem erobert. Feierlicher Glockenklang erschallt in der Stadt, um den Dom scharen sich waffentragende Männer, welche während des Gottesdienstes auf die Knie sinken: alle tragen das Kreuz an der Brust. Zunächst am Altare kniet ein schöner, kräftiger Mann, Gottfried von Bouillon; er spricht bei sich: »Vollbracht ist es mit Blut! Das Kreuz, einst das Zeichen der Schmach, erhöhten wir hier als glanzvolles Siegesmal, überall schimmert jetzt das Kreuz. Der Königsmantel, welchen man mir umgehängt, wird entfärbt, die Krone, welche man mir aufs Haupt gesetzt hat, wird zu Staub zerfallen, nur die Dornenkrone wird hier ewig gelten. Ach, dass die Gemeinde blutige Schwerter trägt! Wäre ich jener Pilger dort, den der hohe Glaube hieher geführt, der kein Menschenblut vergossen hat! Läge mein Haupt wie das seine am Schwellensteine in lichten Träumen! Der schwache Leib zerfällt, der Glaube trägt zum Sternenzelte empor!«

Zur Zeit der dritten Ostern ist Jerusalem wieder im Besitze der Muhammedaner. Das Kreuz ist gestürzt, überall glänzt der Halbmond, nur über dem Grabe Christi, das Mönche hüten, ragt schüchtern das Zeichen Christi. Leer sind des Domes Hallen, nirgends ist ein frommer Pilger zu schauen, vier Trümmerwände sind als Ruinen eines Kirchleins stehen geblieben, grüne Terebinthen gedeihen innerhalb derselben, und in ihrem Schatten ruht ein Jude.

¹⁹⁾ Vergl., was bei Ruth, *Gesch. von Italien*, I., p. 83 über die allgemeine Corruption, p. 353 über die Camorra, p. 356 über den gänzlichen Mangel an Volksbildung etc. gesagt ist.

²⁰⁾ I., p. 357.

Diese Gedanken ziehen ihm durch die Seele: »Ich wandere nicht gleich der Lerche und dem Hirten, sondern gleich dem verfolgten Hirsche; ich säe zwar nicht, doch leide ich keinen Mangel. Den Norden und den Süden habe ich kennen gelernt, ich wohne in enger Gasse, ich lerne keine fremde Sprache, ich habe kein Vaterland, sondern bin unstät wie Ahasver, aber überall bleibe ich mir in Farbe und Bildung gleich. Die Christen stellen mir mit Feuer und Schwert nach. Ihr (die Christen werden angesprochen) strebet nach Reichthum wie wir, wegen meines Reichthumes brauchet ihr mich. Prunke nur wie ein Pfau, Christ; der Pfau schämt sich des hässlichen Fusses — der Fuss bin ich —, aber er kann ohne Füße nicht stehen. Wenn ein Jude sich taufen lässt, geschieht es nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Eigennutz, niemals werden wir in Frieden miteinander leben. Hier bin ich glücklich, denn hier werden wir beide vom Heiden gedrückt. Es ist genug gerastet, ich will Geschäfte machen: kauft Monstranzen, Rosenkränze, Madonnen und Kreuze.«

Die vierten Ostern führen uns in die jüngste Vergangenheit. Noch herrscht der Halbmond, nur über der Grabeskirche blinkt das Kreuz. Aber die Vertreter der verschiedenen christlichen Confessionen sind an heiliger Stätte über die verwickelten Eigenthumsrechte an derselben²¹⁾ in heftigen Kampf wider einander entbrannt, dem der Pascha²²⁾ schliesslich ein Ende macht. Dort im Klostergarten kniet ein greiser Mönch und betet: »Schön bist du, o Provence²²⁾, mein Heimatland, im Schmucke deiner Reben, Oelbäume, Orangen und Granaten, aber schöner noch sind deine Thale, o Zion, die überall Schutt und fahles Gefilde zeigen. Freudig wollte ich hier ins Grab sinken, wenn ich nur noch den Sieg des Christenthumes hier erlebte! Zwar erschien mir jüngst im Traume der Herr zürnend, dass unter den Bekennern seiner Lehre Zank und Streit herrsche, doch du hast Hilfe gesendet, o Gott. Frankreichs Söhne haben Aegypten erobert, und du hast ihrem Feldherrn Kraft und Geist gegeben. Aegypten ist ihm nur die Staffel zu Golgatha. Hier wird er den Halbmond stürzen, das Kreuz aufpflanzen, die Kränze alle vom Haupte nehmen und auf das befreite Grab legen.«²³⁾ So sprach der Mönch; in der Ferne hörte man Waffen dröhnen und Adler rauschen: seine Heere, seine Adler sind! Die Heere ziehen vorbei, die Adler rauschen vorüber.

Und die fünften Ostern? Sie schaut nur der Seherblick des Dichters, der in die Zukunft dringt. Ueberall grünt es und blüht es. Ein Saatenmeer hat alle Trümmer überdeckt, Reben und Rosen wuchern, alles umher ist ein sonniger Garten, es lacht ein ewiger Frühling. Jetzt spiegeln sich wieder Getreidefelder im Kedron, keine Spur von der traurigen Vergangenheit des Landes. Ein glückliches Volk durchjauchzt die Flur, Krieg, Knechtsinn und Unwahrheit sind längst vergessen. Auf Golgatha inmitten eines Gartens wohnt

²¹⁾ Am Condominium über die »heiligen Stätten« sind sechs Confessionen interessiert; zu den von Grün angeführten vier kommen noch der Abyssinier und der Syrier. Vergl. Rosen, Gesch. d. Türkei, I., 138.

²²⁾ Dass der Mönch aus der Provence stammt, ist in erster Linie gewiss dadurch veranlasst, dass diese Landschaft, so weit sie genügend bewässert ist, durch ihre herrliche Vegetation berühmt ist und durch die Pflege der Dichtkunst besonders hervorragte, und zweitens vielleicht auch dadurch, dass Frankreich die tractatenmässige Schutzmacht der katholischen Kirche in der Levante ist, als welche sie sich bei dem berühmten Streite über die heiligen Stätten von 1850—52 auf den Vertrag von 1740 stützte. S. Rosen, I., 140.

²³⁾ Wenn übrigens Napoleon überhaupt jemals solche Gedanken im Ernste hegte, als er in Syrien war, hatte er sie gewiss nicht mehr. Vergl. Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit, V., p. 543.

ein beglücktes Paar. Einst fanden Kinder hier einen eisernen Gegenstand, sie kannten ihn nicht; nicht die Eltern, nicht die Nachbarn, der älteste Greis nicht: es war ein Schwert, das nun als Pflugschar verwendet wird. Einst stiess ein Ackersmann an ein Steingebilde, niemand kennt es. Wenn sie es auch nicht kennen, es steht voll Segen in ihrer Brust: es war ein Kreuz.

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz!

Das Kreuz stellen sie im Garten auf und Rosen und »Blumen aller Arten« ranken sich daran empor. So steht in Glanz das Kreuz auf Golgatha:

Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

In den vier ersten Gedichten dieses *Cyclus* führt uns Grün wichtige Ereignisse der Weltgeschichte vor Augen, die in ihren Hauptumrissen allgemein bekannt sind. Im »*Cincinnatus*« eröffnete uns der Dichter die tröstliche Perspective, dass, wenn ein Land geistig verodet, sich der Menschheit wie zum Ersatze ein anderes neu erschliesst. Aber kann das genügen? Kommt damit die Menschheit wirklich vorwärts? Der Dichter selbst verneint sich die Frage, und so galt es darzustellen, dass auch auf einem und demselben Boden die Bevölkerung einem schönen Ziele mit Sicherheit entgegenschreitet. Es braucht hier wohl nicht erst betont zu werden, dass es ein fruchtreicher Gedanke des Dichters war, in einem idealen Zukunftsbilde die fortschreitende Entwicklung der Menschheit an einer Stätte zu zeigen, über welche im Laufe der Jahrhunderte viel Unheil hereingebrochen ist und welche noch heute in jeder Beziehung zu den verfallensten unter den Ländern gehört, welche schon einmal der Cultur gewonnen waren. Mit welchem Rechte K. Grün von »idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung« sprechen kann, ist mir ein Räthsel. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus, die Eroberung desselben im ersten Kreuzzuge, die erneuerte Herrschaft des Islam, der Zug Napoleons I. von Aegypten nach Syrien sind ganz reale Ereignisse der Geschichte, und auch bezüglich der fünften Ostern wird sich später Gelegenheit finden, wenigstens die Bezeichnung »hyperideal« zurückzuweisen.

Gehen wir noch einmal die einzelnen Gedichte kurz durch.

Im ersten Gedichte wird uns nur die zerstörte Stadt und das verwüstete Land, das der Herrschaft der Römer sich hat beugen müssen, vorgeführt. Im zweiten Gedichte ist die Klage Gottfrieds von Bouillon von Bedeutung, dass er nur durch Vergiessen von Menschenblut sich der Stadt, in welcher der Lehrer der Nächsten- und Feindesliebe gewirkt hat, habe bemächtigen können; er beneidet den Pilger, dessen Hände rein sind von Blut. Das christliche Königreich Jerusalem behauptete sich nicht lange, und wieder gelangte an den heiligen Stätten der Halbmond zum Siege. Noch kennt die Menschheit den religiösen Frieden nicht; der Jude zeigt uns in seiner Herzensergiehung, dass er den Christen aus tiefster Seele hasst, so tief, dass er, obwohl hier er und der Christ unter der harten Faust des Muselmannes zu leiden haben, sich mit jenem nicht versöhnen will. Der Halbmond ist seit dem Untergange des christlichen Königreiches von den Zinnen Jerusalems nicht mehr herabgestürzt worden: damit beginnt das vierte Gedicht. Aber

die Christen hadern bis zum blutigen Kampfe unter einander über die mancherlei Eigenthumsrechte, welche die verschiedenen Confessionen bezüglich »der heiligen Stätten« in Anspruch nehmen: selbst die Christen unter einander erfreuen sich noch nicht des religiösen Friedens. Und auch der greise Mönch, welcher betend auf den Knien liegt, fügt sich schön in den Gedankengang dieses Theiles des »Schutt« ein. Das Charakteristische an ihm ist der ascetische Zug seines Wesens, demzufolge ihm das traurig-düstere Trümmerfeld von Zion besser gefällt, als sein rebenbekröntes, sangesheiteres Heimatland, die Provence, von der Uhland im »Rudello« singt:

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichste Blüte
War des Minneliedes Schimmer.

In der Geringschätzung des Schönen in der Natur und in der Kunst hat ihn auch die nächtliche Erscheinung Gottes nicht wankend gemacht. Schön ist die am Schlusse dieses Gedichtes zum Ausdrucke gebrachte Hoffnung und Enttäuschung des Mönches, der vom Zuge Napoleons nach Syrien den Sturz des Halbmondes in Palästina erwartet hatte.

Endlich das Ostern der Zukunft ist das Bild eines vollkommen glücklichen Zustandes der Menschheit. Die Natur, welche überall aus Trümmern wieder neues Leben hervorspriessen lässt, ist ein Symbol des menschlichen Strebens. Der Dichter charakterisiert jene ferne Zukunft dadurch, dass sie das Schwert und das Kreuz nicht kennt; denn jene beglückten Menschen leben in einem ewigen Frieden, es werden weder Kriege geführt, noch gibt es religiöse Streitigkeiten. Nur das letztere kann das Nichtkennen des Kreuzes bedeuten, was der Dichter ganz bestimmt durch die schon citierten Verse ausdrückt:

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz!

Das Kreuz also, insoferne es als Symbol in Glaubenskriegen diene, in seinem Namen Länder verwüstet und Menschen getödtet worden sind, ist jener Generation der fernen Zukunft unbekannt; der Geist des Christenthumes aber, das Princip der Nächstenliebe, ist nach des Dichters Anschauung in jener Zeit des ewigen Friedens, des politischen und des confessionellen, erst recht zum Siege durchgedrungen; daher heisst es:

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen.

Vom Halbmonde ist natürlich in den fünften Ostern keine Rede mehr, der ist längst von den Moscheenkuppeln herabgestürzt worden und längst schon herrscht nur das Christenthum. So endet also die Dichtung mit einer Verherrlichung des Geistes des Christenthumes, das dem Dichter im Einklange mit der Lehre der Kirche als die einzige Weltreligion, wenn auch erst in ferner Zukunft, gilt.

Es bleibt nur noch ein Punkt zu erörtern. Das ausgegrabene Schwert hilft den Boden pflügen; das der Erde entrissene Kreuz wird im Garten auf-

gestellt und von üppig rankenden Rosen über und über bedeckt. K. Grün kann sich unter dieser »Verrosung des Kreuzes« nichts denken, obwohl, wie mir scheint, das Verständnis dieser Stelle nicht schwer ist.

In den schönen Stanzen, die, leider Fragment geblieben, Goethe unter dem Titel »Die Geheimnisse« in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen hat, lautet die neunte, auf Bruder Marcus bezügliche Strophe:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schrofte Holz mit Weichheit zu umgleiten.

Und in einer späteren Strophe erblickt Marcus in dem grossen Saale, in welchen er geführt wird, wieder das von Rosen unwundene Kreuz.

Das rosenumschlungene Kreuz, welches der zum Kloster kommende Bruder Marcus erblickt, ist das Symbol des Christenthumes, insoferne es das ascetische Element, das ihm nicht ursprünglich eignete, wieder abgestreift und den Cultus des Schönen in Natur und Kunst in sich aufgenommen hat. Nun ist es allerdings nicht nöthig, bei Grün, wenn es sich um Rosen handelt, an ein fremdes Vorbild zu denken, aber in diesem bestimmten Falle möchte ich doch die Stelle bei Goethe zur Erklärung der Grün'schen Dichtung heranziehen. Und wenn dies richtig ist, so kann der Gedanke des Dichters nur dieser sein: In jener fernen Zeit, welche durch politischen Frieden beglückt ist und bei der allgemeinen Herrschaft des Christenthumes einen religiösen Hader nicht mehr kennt, hat sich das Christenthum auch mit der Idee des Schönen versöhnt, wie es uns in der blühenden Natur und den Werken der menschlichen Kunst, der bildenden und der Poesie, verkörpert entgegentritt. Für die richtige Deutung dieses Symbolen spricht auch der Umstand, dass Grün im Gegensatze dazu noch im unmittelbar vorhergehenden Gedichte einen Mönch auftreten lässt, der dem Cultus des Schönen feindlich gesinnt ist. Dass auch der »Epilog« eine beweisende Kraft für die hier gegebene Auffassung der fraglichen Stelle bietet, davon wird noch weiter unten die Rede sein.²⁴⁾

Die Idee der »Fünf Ostern« ist demnach:

Die Menschheit schreitet in ihrer geschichtlichen Entwicklung einem beglückten, idyllischen Zustande entgegen, der, durch den allgemeinen Sieg des Geistes des Christenthumes herbeigeführt, durch einen ewigen Frieden erhalten wird und durch die intensive Pflege des Schönen ausgezeichnet ist.

Die poetische Darstellung des Gedankens der »Fünf Ostern« erscheint mir gleichmässig gelungen und des bedeutsamen Inhaltes würdig. Sollten

²⁴⁾ Einen verwandten Gedanken behandelt im »Vorspiel« (»Pfaff vom Kahlenberg«) die Stelle:

Zum Schmerz nicht hat uns Christ befreit

und in ausführlicherer Weise der Abschnitt »Herbstgefühle« gegen Ende derselben Dichtung, wie denn überhaupt Wigand den Gegensatz zu diesem dem Schönen abholden Mönche im »Schutt« bildet.

einzelne Stellen besonders hervorgehoben werden, so halte ich die Aeusserungen des Juden, des Mönches und die begeisterte Schilderung des beglückten Lebens der Menschheit in den fünften Ostern für besonders hervorragend.

VI.

Nach der Erörterung der einzelnen Theile unserer Dichtung mögen noch einige Worte über die Gesamtcomposition folgen. Es ist ein streng einheitliches Gedankengefüge, welches die ganze umfangreiche Dichtung zusammenhält. Wenn wir die Deutung, welche den einzelnen Theilen für den Gesamtzweck der in »Schutte« zum Ausdrucke gebrachten Idee gegeben wurde, festhalten, dann können wir von Abtheilung zu Abtheilung eine stufenmässige Steigerung des Gedankens nachweisen, welche wohl auch für die Richtigkeit der Deutung Zeugnis gibt. Diese Steigerung ist folgende:

»Der Thurm am Strande« behandelt nur ein vermeintliches Hindernis der menschheitlichen Entwicklung, es braucht daher auch nicht hinweggeräumt zu werden; »Eine Fensterscheibe« führt uns ein wirkliches Hemmnis vor, das aber doch von der Menschheit, welcher Zeit und Natur als Bundesgenossen zur Seite stehen, überwunden wird; im »Cincinnatus« zeigt der Dichter an dem Beispiele von Süditalien, dass es Länder gibt, in denen eine traurige Vergangenheit mit allen lebenskräftigen Culturkeimen tabula rasa gemacht hat, wofür aber, wie zum Ersatze, der vorwärtsstrebenden Menschheit sich eine neue Heimat in Amerika darbietet, in der die Pflege der Cultur eine Stätte findet; endlich wird in den »Fünf Ostern« an dem besonders prägnanten Beispiele Palästinas und Jerusalems der schönen Hoffnung Ausdruck gegeben, dass einst überall die idealen Ziele der Menschheit zur Reife gelangen werden. Alle Einrichtungen und Verhältnisse, welche die Menschheit auf der Bahn ihrer Fortentwicklung zu hemmen versuchen, verfehlen ihres Zweckes und bleiben schliesslich als »Schutt« zurück, daher der Gesamttitel der Dichtungen.

Als Endziel der menschheitlichen Entwicklung erscheint also Grün der politische und kirchliche Friede, herbeigeführt durch den Sieg des christlichen Geistes und verklärt durch den uneingeschränkten Cultus des Schönen. Auf das letztere bezieht sich auch der »Epilog« des »Schuttes«, von welchem sowie von dem einleitenden Gedichte noch kurz gesprochen werden muss.

Das letztere holt etwas weit aus. Einst ruhten der Osten und der Westen als liebendes Zwillingsspaar in einer Wiege. Voll Grimm sieht dies Ahriman und schwingt seinen Zauberstab. Um sie zu trennen, schleudert er zwischen sie die Kette der Berge, lässt dichte Luft niedersinken und giesst das weite Meer aus. Als Ormuzd dies sieht, winkt er mit der Zauberruthe. Da schiff die Liebe lächelnd von Osten nach Westen, im Osten saugt der Menschengest Blütenduft und Thau ein und fliesst als milder Regen im Westen nieder. Phantasie zieht eine Brücke von Osten zum Westen und durch das weite Meer wagt der Kahn des Liedes.

Der Gedanke ist klar, wenn wir auch die Einkleidung desselben nicht besonders gelungen nennen können.²⁵⁾ Den geistigen Zusammenhang der

²⁵⁾ Vielleicht wollte Grün schon durch diese symbolische Einkleidung darauf hinweisen, dass das Schlechte nichts Ursprüngliches, nichts Positives sei. Zwar hat Ahriman alles Schlechte ins Leben gerufen; »aber er ist dennoch ohne selbständige Schöpferkraft«. M. Duncker, Gesch. d. Alterthums (4. Aufl.), IV., 117.

Menschheit im Osten und Westen des atlantischen Oceanes geigt uns das einleitende Gedicht symbolisch, der »Cincinnatus« verwirklicht. Anders sieht es mit der Realisierung des im »Epilog« dargestellten Gedankens aus.

Ueber dem Schutte des Vesuv (dies der Inhalt des Epiloges) wachsen die köstlichen Lacrimæ Christi und zu Worms an Stelle eines verbrannten Klosters die nicht minder edle Liebfrauenmilch. Die Reben des Südens und des Nordens mögen ihre Ranken ineinander schlingen. Grün fordert die Dichterfreunde auf, in der so gebildeten Laube munter mit ihm von den Reben zu keltern. Oeffne, Laubgewinde, die Halle ein wenig für die Aussicht, dass wir die Saaten, Dörfer, Ströme, Meere, Burgen sehen. Im Winde kräuselt sich das Laub; möge es einst wie ein frisches Laubessäuseln auch durch unsere Lieder wallen! Im engen Vereine wecket, o Freunde, die jungen Keime im Boden, dass sie früher zu treiben beginnen, und lasset Gesänge ertönen, dass die Rosen in den Tiefen früher erweckt werden. Und so sinken wir einst von Blüten umlacht und von Zephyren umspielt mit süssen Hoffnungen in die Rosen.

Dass zwischen dem einleitenden und dem Schlussgedichte ein Gedanken-zusammenhang bestehe, kann nicht zweifelhaft sein. In beiden Fällen handelt es sich um eine innige Vereinigung, Verschmelzung. Während aber die Verbindung des Ostens und Westens — Europas und Amerikas — bereits vollzogen ist, harret die zwischen dem Süden und Norden nach des Dichters Anschauung noch ihrer Verwirklichung. Die befreundeten Poeten werden aufgefordert, im engen Anschlusse aneinander für die Erreichung dieses Zieles ihre dichterische Kraft einzusetzen, damit sie die in der Tiefe ruhenden Keime der Rosen zu einem frühen Leben erwecken; der Erfolg wird diesen Bemühungen nicht fehlen, wie ja die Poesie auch das Ihrige dazu beigetragen, die Verbindung des Ostens und Westens herbeizuführen.

Was kann nun der Süden, speciell Italien, dem europäischen Norden bieten? Den Sinn für die Pflege des Schönen, der die griechische und wenigstens zum Theile die von dieser abhängige römische Cultur durchzieht und beherrscht.²⁶⁾ Für die Verbreitung des Verständnisses des Schönen mögen besonders die Dichter thätig sein, sie mögen den Lichtseiten des Natur- und Menschenlebens ihre Stoffe entnehmen und so beschleunigen helfen, dass — auch am Schlusse des Epiloges fehlen die Rosen nicht — das Kreuz auf Golgatha von üppig blühenden Rosen umschlungen werde. Grün selbst, können wir hinzufügen, hat durch den »Schutt« und seine Dichtung überhaupt ein glänzendes Beispiel hiefür gegeben, wie er denn seinem Eide treu geblieben ist:

Dem Wahren, Rechten, Schönen
Zum Banner treu zu stehn!
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Doch nie mit den Schlechten zu gehn!

Es ist wahr, die Menschheit wird nie völlig das Ideal erreichen, das uns Grün als den Siegespreis ihres Mühens und Strebens in den fünften

²⁶⁾ Ein ähnlicher Gedanke klingt wieder in dem Gedichte »Pinie und Tanne«, das aus dem Jahre 1835, also demselben, in welchem der »Schutt« erschien, stammt und symbolisch Friede und Freundschaft zwischen den Deutschen und den Italienern wünscht. Auch ist nach einer Bemerkung von Schwab (Heidelberger Jahrbücher 1836, pag. 486) der »Epilog«, wie der grösste Theil des »Schutt« überhaupt, nach einer Reise durch Italien gedichtet. Vergl. oben p. 11.

Ostern verwirklicht schildert. Aber als Ziel kann es uns doch vor Augen schweben, und für die Annäherung an dasselbe kann und soll auch jeder in seiner Sphäre seine Kräfte einsetzen. Niemand nimmt Anstoss daran, wenn uns ein Dichter das verlorene goldene Zeitalter, dessen sich die Menschheit im Kindesalter erfreute, poetisch vor Augen führt, und doch belehrt uns die Wissenschaft, dass sich die Menschheit überall aus den niedrigsten, rohesten Anfängen zur jetzigen Cultur emporgearbeitet hat. Von da an zeigt uns aber die geschichtliche Entwicklung der Menschheit im grossen Ganzen eine aufwärtsstrebende Bewegung, und es entspricht demnach der historischen Wahrheit mehr, das goldene Zeitalter in die Zukunft zu verlegen, dem wir wenigstens näher kommen können, als ihm die Menschen im Urzustande jemals waren. So sagt die Prinzessin im »Tasso«:

Mein Freund, die gold'ne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die gold'ne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiss,
Wie sie uns immer wieder werden kann.

Das Utopische an dem Bilde der fünften Ostern ist doch vor allem die Voraussetzung eines ewigen Friedens, dessen sehnsüchtiges Verlangen aber der menschlichen Seele nicht fremd ist; denn das hoffen wir gewiss alle mit dem Dichter, dass der confessionelle Hader ein Ende nehme, der Geist des Christenthumes auf der ganzen Erde siege und sich mit ihm auch der Cultus des Schönen untrennbar verbinde.²⁷⁾ Derartige Gedanken äussern Schiller, Goethe, Lessing; bezüglich des letzteren sei auf die Schlussworte der schönen Abhandlung: »Wie die Alten den Tod gebildet«, hingewiesen. Und was können wir uns Herrlicheres für die Zukunft wünschen, als die innige Durchdringung des durch das Christenthum und Germanenthum vertieften Gemüthslebens und des griechischen Schönheitscultus?²⁸⁾

Da nun der Dichter als Ziel der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit den dereinstigen Eintritt des goldenen Zeitalters hinstellt, so ist der Schluss der Dichtung idyllisch, im Sinne Schillers, d. h. Ideal und Wirklichkeit als versöhnt darstellend. Schiller legt das wahrhaft Idyllische nicht in die Schäfer- und Hirtenwelt, sondern in den Gipfel menschlicher Entwicklung. »Treibt ihn (den Poeten) der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz in völliger Reinheit und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche mit einem Wort den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elysium führt. Der Begriff dieser Idylle.... ist das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet.«²⁹⁾

²⁷⁾ Weiter ins Detail hinein dürfen freilich die Consequenzen jenes Zustandes nicht gezogen werden, weil die allgemeine Glückseligkeit, der Mangel jedes Kampfes, der die Kräfte zur Entfaltung bringt, uns anspannt, den geistigen Tod nach sich ziehen müsste.

²⁸⁾ Wenn Fichte in seinen Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters an das Ende der Geschichte als fünftes Zeitalter das goldene setzt, so steht damit der Inhalt unserer Dichtung wohl in keinem inneren Zusammenhange.

²⁹⁾ Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Die »Spaziergänge eines Wiener Poeten« haben es hauptsächlich mit der Darstellung des Negativen zu thun, obwohl an mehreren Stellen die Hoffnung des Dichters durchleuchtet, dass die Zukunft bessere Zustände herbeiführen werde. Der »Schutt« bedeutet schon inhaltlich einen grossen Fortschritt gegenüber den »Spaziergängen,« denn hier handelt es sich um die Darstellung des Wahren und Schönen als des Positiven, dem gegenüber alle verkehrten Einrichtungen als Ruinen und Schutt bezeichnet werden.³⁰⁾ Die gesunde innere Natur des Dichters ist dem Positiven zugewendet und sieht in dem, was der Verwirklichung der menschheitlichen Ziele entgegensteht, nichts Dauerndes, nichts Reales. Die ganze Auffassung, welche Grün in der besprochenen Dichtung über die Entwicklung der Menschheit symbolisch zum Ausdrucke bringt, ist vom Geiste Spinozas getragen, dem die Unwahrheit in einem Mangel an Kenntnissen besteht, der dem Schlechten die Realität abspricht und alles Handeln und Denken nach strengen Gesetzen wie mit Naturnothwendigkeit sich vollziehen lässt. Unter allen Umständen aber muss die feste Ueberzeugung, der klare und bestimmte Gedankengang, der unerschütterliche Glaube an den Sieg der geistigen Kräfte ungetheilte Bewunderung für den jungen Dichter erwecken, der im Alter von 29 Jahren diese festgefügte Dichtung veröffentlichte, deren Conception demnach noch in eine etwas frühere Zeit zurückverlegt werden muss.

VII.

Der Gedanke von der fortschrittlichen Entwicklung der Menschheit, welcher im »Schutt« durchgeführt ist, findet sich auch sonst in der Dichtung Grüns. Dieser Fortschritt wird dem Dichter zufolge durch die Macht, welche den Ideen selbst innewohnt, bewirkt und führt zu einer sittlichen und ästhetischen Läuterung des Menschengeschlechtes. So verleiht der Dichter im »Prologe« zu den Gedichten der Hoffnung Ausdruck:

Es werde unsres Daseins Blüte
In einem neu'n Geschlecht sich jüngen,

und fügt hinzu:

Doch würden, wend' es Gott! die Söhne
Nicht edler als die Väter wieder,
Dann sind sie unsrer Schmerzenstöne
Nicht wert und unsrer Kampfeslieder.

Der Anblick eines Schwanes, der ruhig durch die Wellen steuert, entlockt ihm am Schlusse des Gedichtes »Seebild« folgenden Gedanken:

Ueber dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,
Ueber den Völkertrümmern und Zeitenschutte,
Ueber den Urnen aschegewordener Herzen
Zieht der Wahrheit ewiger Lichtgedanke
Unaufhaltsam die Bahn in beseligter Ruhe,
An der Weltenuhr der weisende Zeiger,
In der Erdennacht die strahlende Leuchte,
Hell und rein, wie du, sein liebliches Sinnbild.

³⁰⁾ Bezeichnend hierfür ist das Gedicht »Die Ruinen« (in den »Spaziergängen«). Der Dichter sieht in demselben aus den im Traume geschauten Trümmern Wiens kein neues Leben hervorspriessen — der gerade Gegensatz zur Tendenz des »Schutt«.

Im »Kelterspruch« (zu Ende des »Pfaff vom Kahlenberg«) preist Wigand die Natur, die trotz alles Wechsels und aller Veränderung sich ewig treu und gleich bleibt; er fährt dann fort:

So bleibt auch eins und ungeschwächt
 Ein ewig Gutes, ewig Wahres,
 Ein Heiliges, allen Seelen Klares,
 Ein unzerstörbar ewig Recht,
 Das keine Menschensatzung wende,
 Vom Weltbeginn zum Weltenende!
 An dem Unwandelbaren gleiten
 Vorüber wechselnd Völker und Zeiten,
 Doch aufrecht von Geschlecht zu Geschlecht,
 In künft'gen, in vergang'nen Sonnen,
 Ragt als ein heiliger Baum das Recht.

Niemand ist im stande, der Macht der Ideen dauernd Widerstand zu leisten (s. das fünfte Gedicht im »Thurm«), ebensowenig nützt es aber, auf gewaltsame Weise das Reifen derselben herbeiführen zu wollen, bevor noch die Zeit der Erfüllung gekommen ist. In diesem Sinne sagt der Dichter in der »Weinlese« (im »Pfaff«):

In Herzen keimen tief und still
 Und lang und still in Geistern reifen
 Muss alles, was die Welt ergreifen,
 Die Menschheit tief erquicken will.

Aehnlich heisst es am Schlusse der »Fensterscheibe« von den schönen, fröhlichen Liedern, die ein späterer Dichter singt:

Wie einst in meinem Herzen schon sie keimten
 Und drin den Traum der Auferstehung träumten!

Diese Anschauung über die zweifellose, aber langsame Realisierung der Ideen finden wir auch in den Briefen Grüns ausgesprochen: Dichter, Mensch und Politiker decken sich bei ihm. So schreibt er am 20. Dezember 1849 dem früheren Reichsrathsabgeordneten Kolatschek, der ihn aufgefordert hatte, an der republikanisch gehaltenen »Deutschen Monatsschrift« mitzuarbeiten: »Die grossen geistigen und sittlichen Güter des Volkes können nur auf geistigem und sittlichem Wege dauernd errungen und erhalten werden.«³¹⁾ Namentlich bedeutsam für die Beurtheilung der Persönlichkeit Grüns ist seine vor wenigen Jahren veröffentlichte Correspondenz mit Bauernfeld.³²⁾ In den Briefen an den vertrauten Freund erweist er sich durchaus als Anhänger ruhiger, besonnener Reformen, schon aus dem Grunde, weil sonst eine gewaltsame Explosion, eine Revolution zu besorgen ist, denn die Ideen ringen wie mit elementarer Naturgewalt nach ihrer Verwirklichung. Mit Recht konnte er von sich sagen: »Meine Losung war und blieb jederzeit: Das Licht, nicht der Brand! die Bewegung, nicht der Sturm! der Bau, nicht die Zerstörung!«³³⁾ Deshalb verurtheilt Grün die Wiener Mai-Revolution und selbstverständlich

³¹⁾ K. Grün in der Beilage zur »Augsb. Allg. Zeitung«, 1. Dezember 1876.

³²⁾ In der Monatsschrift »Nord und Süd«, Septemberheft 1877.

³³⁾ Brief an S. Brunner, »Nord und Süd«, p. 396.

den Oktobermord und verliess nach der Ermordung Lichnowskys und Auerswalds Frankfurt. Auf die Wiener Oktobertage bezieht sich die Stelle in dem Briefe vom 30. November 1848: »Der Kampf der physischen Gewalten hat begonnen; die letzten Früchte dieses Kampfes dürften schwerlich neue Er-rungenschaften der Freiheit, Bildung und Humanität sein.«³⁴⁾

Als nothwendige Voraussetzung für den Sieg dieser Ideen gilt Grün die Durchbildung der Massen, da er ohne Bildung, Sittlichkeit und Gerechtigkeit keinen Fortschritt kennt. Daher schreibt er am 16. Februar 1849 seinem Freunde: »Aber ich kenne nur eine Freiheit auf den Grundlagen der Bildung, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit und will in dieser Hinsicht gern den Zopf des Altliberalismus tragen.«³⁵⁾ Denn nur für jene Freiheit tritt er ein, »die mir mit dem unantastbaren Rechts- und Sittengesetze zusammenfällt.« (Brief vom 30. November 1848.³⁶⁾ Ferner interessiert uns hier folgende Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1850 an Bauernfeld: »Aus diesen Misständen befreit uns nur die Durchbildung und Versittlichung der Massen oder ein einzelner grosser Mann, mag er immerhin ein Despot sein, — die wahre Grösse übt ja durch ihre Unwiderstehlichkeit immer ein gewisses Mass despotischer Kraft aus. In Erwartung der letzteren Chance lass uns einstweilen an der Möglichenmachung der ersteren arbeiten, jeder nach Thunlichkeit in seinem Kreise und mit den zugebote stehenden Kräften.«³⁷⁾

Wenn alle Seelen voll der Strahle,
Dann ist gefüllt des Heiltranks Schale.³⁸⁾

Wir sehen, es berührt sich obige Aufforderung mit dem Inhalte des Epiloges zum »Schutt«, in welchem sich der Dichter ebenfalls an die Freunde wendet, gleich ihm für die Heraufführung der fünften Ostern, wozu die sittliche Durchbildung der Massen die erste Vorbedingung ist, poetisch zu wirken. Aehnlich ruft Grün in dem Gedichte »Die Einsamen« den Dichtern zu, ein »Wall von Felsen« zu sein,

Der als Damm, gar stolz und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen lässt!

Es ist wieder im Sinne Schillers, wenn Grün die befreundeten Dichter auffordert, vor allem das ästhetische Ideal darzustellen. Die geistige Hebung der Massen ist aber nothwendig; denn, schreibt Grün am 3. Februar 1849 an seinen Freund: »Die geistige Unfähigkeit und sittliche Verwilderung der Massen gibt ein schlechtes Material für den neuen Staatsbau.«³⁹⁾

Dass endlich der Politiker Anton Graf Auersperg in seiner parlamentarischen Thätigkeit ähnlichen Ansichten huldigte, darauf soll hier nur hingedeutet werden, um das Bild der einheitlichen Abgeschlossenheit, welches uns Grün zeigt, nicht nach dieser Richtung hin unbegrenzt zu lassen.

³⁴⁾ A. a. O. p. 387.

³⁵⁾ A. a. O. p. 392.

³⁶⁾ A. a. O. p. 386.

³⁷⁾ A. a. O. p. 400.

³⁸⁾ »Weinlese« im »Pfaff«.

³⁹⁾ A. o. O. p. 388.

VIII.

Nachdem bisher die Aufmerksamkeit der Idee des »Schutt« zugewendet worden ist, sollen im Folgenden einige Bemerkungen angereiht werden, welche sich mehr auf das Detail der Dichtung und den Stil beziehen, zum Theile mit Rücksichtnahme auf andere Werke Grüns.

Gelegentlich der Besprechung der serbischen Volkslieder äusserte Goethe zu Eckermann: »Dass aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes in der Situation, in den Motiven besteht, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde werden denn auch tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist und die bloss durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln.«⁴⁰⁾

Wenden wir diese Worte auf den »Schutt« an, so werden sie zu einem unbedingten Lobe desselben; denn den Stoff zu dieser seiner bedeutendsten Dichtung hat Grün vollständig aus seiner Phantasie geschöpft, und es ist schon bei der Besprechung der einzelnen Abschnitte auf besonders hervorragende Situationen hingewiesen worden, so dass hier nicht weiter davon zu sprechen ist.

Wenn allgemein die theilweise Nachahmung Heines in den »Blättern der Liebe« hervorgehoben wird, wenn J. Schmidt betont, dass Grün es wagte, »die Romantik auch im Sonnenschein zu suchen«, wenn Gottschall sagt, dass Grün ein moderner, ja unser erster wahrhaft moderner Dichter ist, so wird dies alles zugegeben werden müssen. Grüns Ueberzeugung und Poesie wurzelt im Boden der Gegenwart, aber trotzdem verleugnet er nicht allen Zusammenhang mit der vorausgegangenen Romantik, deren Herrschaft in seinen Jugendjahren freilich schon sehr erschüttert war. Auf diesen Zusammenhang deutet seine Vorliebe für das Allegorische und Symbolische, das in seiner ganzen Dichtung eine so bedeutende Rolle spielt und namentlich auch dem ganzen »Schutt« zugrunde liegt. Ist doch nach A. W. Schlegel⁴¹⁾ alles Dichten ein ewiges Symbolisieren, und ähnlich sagt Fr. Schlegel: »Alle Schönheit ist Allegorie.«⁴²⁾ So ist namentlich bezeichnend Grüns Auffassung der Natur, die er in allen Theilen beseelt und im ganzen förmlich als Symbol des menschlichen Handelns darstellt, wie es gerade auch im »Schutt« der Fall ist.

Ausserdem finden wir bei Grün mehrfach Anklänge an romantische Stoffe und romantische Darstellungsweise, und zwar in seinen frühesten wie in seinen späteren Dichtungen. Aus der Abtheilung »Lieder aus dem Gebirge« sind das scherzhaft humoristische »Elfenleiden« und das sinnige Gedicht »Elfe und Kobold« hier zu nennen; ebenso führen uns einige Romanzen in die Welt der Elfen und Koblode ein, so: »Elfenliebe«, »Elfenkönig O'Donoghue«, »Hausglück«, »Ein Märchenerzähler in Irland«. Lieblich ist die Schilderung des Elfentreibens im Walde in den »Nibelungen«, mehr humoristisch die Darstellung des Schaffens der Koblode im Berge in derselben Dichtung. Romantisch ist der Stoff der Romanze »Die beiden Sängereheere«, der Inhalt der »Alpengeister« im »Pfaff« etc. So ist auch im »Schutt« das Märchen von der Entstehung der Sterne, die Ausstattung des Feuergeistes des Vesuv mit

⁴⁰⁾ Goethe bei Eckermann (3. Aufl.), I., 132.

⁴¹⁾ Haym, die romantische Schule, p. 773.

⁴²⁾ Haym p. 691.

menschlicher Leidenschaft in hohem Grade romantisch, wie denn überhaupt die Bilder von dem verschütteten Pompeji nicht das Gepräge der classischen Objectivität des Schiller'schen Gedichtes »Pompeji und Herculanium«, sondern romantisches, von den Reflexionen des Dichters in ihrem Charakter bestimmtes Colorit an sich tragen.

Da Grün sein eigenes Dichten und Streben in die Natur hineinträgt (der Winter ist ihm ein »Erzdespote«, der Frühling ein »Freiheitsheld«⁴³), so kann es uns auch nicht befremden, dass er nach Weise der Romantiker die todte Natur belebt und sogar sprechend einführt. Es reden im »Seemärchen« Welle, Wind, Fels und Anker; in der Romanze »Vogel und Wanderer« singt ein Vöglein von der Schönheit der Welt; Schwan, Nachtigall und Schwalbe sprechen in »Heimliche Liebe«; in »Frühlingsbotschaft« (im »Letzten Ritter«) bringt ein Vöglein dem gefangenen Maximilian die Kunde von der bevorstehenden Befreiung u. s. w.; des Guten zu viel auf dem Gebiete des Romantischen leistet der Schluss der Nibelungen: »Eine Vision. Die Saiten klingen aus.« Von dieser romantischen Zungenlösung der Natur finden wir einige Proben auch im »Schutt«. Im ersten Cyclus schleudern Kette, Quadern, Bettadie, Lerche und das Herz des Gefangenen den venetianischen Machthabern heftige Vorwürfe entgegen; das Vöglein, das sich auf das Fenster des Thurmes setzt, fühlt Erbarmen mit dem Gefesselten. In der »Fenster-scheibe« werden der Aehre und der Rebe, welche die Monstranze schmücken, Gedanken beigelegt; nachdem die Geister der verstorbenen Mönche und Künstler den Gräbern entstiegen sind, wird der Mond redend eingeführt; in dem folgenden Gedichte wendet sich das grösste der Klosterfässer an die kleineren mit einem Selbstbekenntnisse. Im »Cincinnatus« macht die Mauritia-Palme selbst die Auswanderer mit ihren zahlreichen Vorzügen bekannt; im ersten Gedichte der »Fünf Ostern« beklagt der Kedron sein und Jerusalem's trauriges Geschick.

Eine der schönsten Seiten der Grün'schen Lyrik ist die Verherrlichung der Natur. Alle grösseren und eine sehr bedeutende Zahl seiner kleineren Gedichte könnten zum Zeugnisse hiefür angeführt werden; beschränkt doch »Der letzte Dichter« den poetischen Stoff wesentlich auf den Preis der Natur! Grün selbst theilt uns in der Einleitung zu den Liedern von Robin Hood mit, was ihn aus den Kämpfen des Lebens immer wieder zur Natur hinzieht; er sagt: »Aber auch die Neuzeit kennt inmitten ihrer kämpfenden Gegensätze noch immer jenes unwiderstehliche Verlangen nach einem Momente der Selbstsammlung und Erfrischung, nach einem, wenn auch nur augenblicklichen Ruhepunkt und Halt, welchen ihr das nach ewig unveränderlichen Gesetzen sich bewegende Leben der Natur in seiner Ruhe, Klarheit und Stetigkeit zu bieten vermag.« Es ist nur eine Steigerung derselben Auffassung der Natur, wenn der Dichter im ersten Liede des »Schutt« singt:

Zur Menschensaat des Hasses pflanzt versöhnend
Natur so gern den Frieden und die Liebe.

So spielt denn auch im »Schutt« die Natur eine sehr bedeutsame Rolle, so dass von einem der frühesten Kritiker unserer Dichtung dieselbe wesentlich als Preis der unermüdlich schaffenden schönen Natur aufgefasst werden

⁴³) »Sieg der Freiheit« (in den »Spaziergängen«).

konnte.⁴⁴⁾ Immer hebt Grün an der Natur die erzeugende, nicht aber die zerstörende Thätigkeit hervor, immer die heiteren, nicht die düsteren Seiten, allen Jahreszeiten weiss er die charakteristischen Reize abzugewinnen, ganz im Gegensatze zu Lenau; daher sagt Wigand:

Natur ist Freude, Glanz und Licht!
Dem Tod tritt sie mit Blüh'n entgegen,
Der Trauer mit dreifachem Segen,
Dem Welken mit urewigem Leben;
Schönheit ist selber ihr Schmerzenskrampf,
Ein Lächeln selbst ihr Todeskampf.⁴⁵⁾

Dagegen ist ein anderer hervorragender Charakterzug der Grün'schen Muse, der Humor, im »Schutte« wenig vertreten. »Eine Fensterscheibe« enthält im achten Gedichte die humoristische Zeile:

O Mensch, du kennst jetzt wahrlich nicht die Stunde.

Humoristische Wendungen finden wir in der Schilderung der Parade, welche über die Miliz in Pittsburg abgehalten wird, im Monologe des Lazzarone. Der hohe Ernst, mit dem der Dichter seinen Stoff behandelt, lässt für diesen Zug wenig Raum. Wohl aber enthält der »Schutt« einige scharf-sarkastische Stellen, an denen es übrigens auch in den anderen Dichtungen Grüns nicht fehlt: so im ersten, elften und zwölften Gedichte der »Fensterscheibe« und im Monologe des Juden in den »Fünf Ostern«.

In den poetischen Werken Grüns kommt an vielen Stellen die patriotisch-vaterländische Gesinnung des Dichters zum Ausdrucke. Wiederholt besingt er die Schönheit Oesterreichs mit begeisterten Worten, preist die Treue und Ergebenheit der Bewohner des weiten Reiches zu dem angestammten Kaiserhause, verherrlicht, wie im »Prinz Eugenius«, Ruhmesthaten aus der Geschichte unseres Staates, äussert seine innigsten Wünsche für das Gedeihen Oesterreichs auch in Gedichten, die, wie der Festgesang »An Franz Grillparzer«, an eine einzelne Persönlichkeit gerichtet sind. Im »Schutt«, dessen Inhalt sich auf die Entwicklung der ganzen Menschheit bezieht, kommt freilich diese patriotische Gesinnung nicht weiter zum Durchbruche, doch verräth sie sich wenigstens an einer Stelle. Im dritten Gedichte des »Cincinnatus« führt Grün den Leser in das Innere eines amerikanischen Hauses, und da heisst es:

Drin grüss' ich, heimisch Larenpaar, dein Bild,
Dich grosser Fritz, dich Josef, weis' und mild!

Die Stelle ist um so bezeichnender, wenn wir bei Kapp⁴⁶⁾ bezüglich der Auswanderer lesen: »Friedrich der Grosse war einer der populärsten Männer der deutschen Bauern. Sein Bild hieng in den Wirtszimmern, sein Name wurde in den Kalendern, in der Sauer'schen Zeitung verherrlicht« etc. Grün konnte es sich nicht versagen, neben Friedrich auch Josef II. zu nennen.

⁴⁴⁾ W. Häring in den »Blättern für literarische Unterhaltung« 1835.

⁴⁵⁾ »Herbstgefühle« im »Pfaff vom Kahlenberg«.

⁴⁶⁾ Deutsche Rundschau p. 92.

Der Stil Grüns ist bekanntlich charakterisiert durch blendenden Reichtum des Colorits, durch eine Fülle von Bildern, durch Vorliebe für Gleichnisse, durch den Gebrauch von schwerwiegenden, zusammengesetzten Substantiven und Adjectiven. Dabei fehlt es stellenweise auch nicht an Ueberladung, an weniger passenden Gleichnissen, an minder glücklichen Zusammensetzungen. Proben für das Gesagte enthält auch der »Schutt«. Namentlich die beiden letzten Abtheilungen zeigen einen übergrossen Reichtum an zusammengesetzten Adjectiven und Substantiven, am einfachsten ist der Stil im »Thurm«. Hervorragend schöne Gleichnisse und Bilder sind⁴⁷⁾: Die Zeit wird verglichen mit einem Falken, der einst mit rauschendem Gefieder über dem Gefangenen flatterte, dann aber mit durchschossenem Flügel matt beim Kerker niedersank (p. 214); Erinnerung leuchtet dem Greise um das Haupt,

Wie durch der Dämm'ung Grau Nachglanz des Tages (p. 226);

die auch von Gottschall speciell hervorgehobene Vergleichung eines rein abstracten Glaubens mit einer einsamen Pyramide (p. 237); als das Licht der ewigen Lampe im Dome zum letztenmale aufflackerte, schien es dem Dichter, als ob des Domes Seele still entschwebte (p. 261); wie schnell in Amerika die Städte entstehen, zeigt uns der Dichter hübsch dadurch, dass der Damhirsch am Stadtbrunnen die Quelle sucht, die ihn gestern noch im Walde getränkt hat (p. 269); das Kreuz ragt von den Kuppeln des Domes in Jerusalem, die Kreuzfahrer tragen es am Busen:

O dass auch er ein Dom des Gottes sei! (p. 323);

den um die heiligen Stätten hadernden Vertretern der christlichen Confessionen ruft Gott entgegen:

Wisst, dass der Erdball rings zu mir die Stufe
Und meine Pforte rings die weite Welt! (p. 337).

Die angeführten Stellen, welche leicht vermehrt werden könnten, mögen genügen. Dagegen fehlt es freilich auch nicht an Bildern und Gleichnissen, welche minder gelungen, zum Theile geradezu unpassend sind. Z. B.: Der gefangene Dichter wird mit einem schlechten, verrenkten Verse verglichen (p. 200); das Lied des Dichters soll zum Epheu werden und zum Fenster emporklettern (p. 232); die Becher werden mit Panzern todter Helden verglichen (p. 236); Quartanten prangen gleich Leichensteinen, an denen sich Spinnennetze gleich Todtenhemden angesetzt haben (p. 257); der Russ an der Lampe erinnert den Dichter an die Ehrennarben an Kriegerköpfen (p. 305); Titus erhält die Bezeichnung »ein Neptunus der Zerstörung« (p. 319); eine verfallene Burg wird eine Puppe genannt, die aber vielleicht einmal als Rebengarten schöne Falterflügel schmücken (p. 349). Nicht immer ist der Gegenstand der Vergleichung des Verglichenen würdig, der Dichter hält mitunter die Einheitlichkeit des Bildes nicht fest, hie und da ist der Gegenstand der Vergleichung unsinnlicher Art. Für letzteres diene als Beispiel aus den »Fünf Ostern«: Der Kedron seufzt

⁴⁷⁾ Die folgenden Stellen sind zur Ersparnis des Raumes nach der Seitenzahl in der Gesamtausgabe der Werke Grüns citiert; der »Schutt« ist im dritten Bande abgedruckt.

»wie eines Dichters Leichenklage« (p. 318); Gesteine und Leichen liegen »wie des Gottesfluches Worte« (p. 319); den Schutt überdecken grüne Triften,

Gleichwie ein stilles freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid (p. 341).

Dazu kommt die Häufung von Gleichnissen: Dem Dichter erscheinen die weissen Haare des Mönches wie Silberschilde, dann wie weisse Wellen, die ein schroffes Inselhaupt umfliessen (p. 235); im »Cincinnatus« sieht er den Springquell als Schnee »millionenflockig« fallen, gleich einer Trauerweide aus Silberzweigen; im letzteren Beispiele ist auch gegen die Einheitlichkeit des Bildes verstossen. Mitunter gibt ein einzelnes Wort dem Dichter Veranlassung zu einem allzu weit ausgeführten Gleichnisse, so dass dann auch forcierte Züge nicht fehlen. So vergleicht er ein vom Winde bewegtes Garbenfeld mit einem wogenden Meere, in der folgenden Strophe sind ihm schon die Sicheln Silberkähne, die dieses Meer befahren, die Schnitterinnen erscheinen ihm als Dienerscharen der Meeresgöttin (p. 212); der Ausdruck »Schanze für die Glaubensstreiter«, welchen Grün für das Kloster gebraucht, verleitet ihn dazu, in vier Strophen dieses Gleichnis weiter auszuführen (p. 230); durch das Wort »bombenfest« werden die nicht besonders glücklichen Wendungen »Geschütz des Witzes« und »des Lachens Erbeben« veranlasst (p. 240); die Bezeichnung »Urwaldsforum« für das durch die Ausrodung des Waldes gewonnene Feld zieht neun Strophen nach sich, in welchen die Vergleichung des Pflanzers mit einem siegreichen Feldherrn durchgeführt wird (p. 276); das Wort »Wieglein« ruft die Vorstellung von Pathe und Amme hervor, der Dichter macht die Riffe zu Pathen und das Meer zur Amme und nach einigen Strophen wird der Klang der Glocken und der Glanz der Falter als Angebinde des Kindes bezeichnet (p. 296); Jerusalem wird die Königin der Städte genannt, das Bild in sechs Strophen ausgeführt und dabei die Söhne und Töchter des Landes »als ihre beiden lichten, schönen Augen« bezeichnet (p. 319). Uebrigens sind die hier erwähnten Mängel Grün'scher Darstellungsweise nicht dem »Schutt« speciell eigenthümlich, sondern finden sich auch sonst in seinen Werken: es würde zu weit führen, analoge Wendungen aus anderen Gedichten zu citieren.

Das sind freilich Beispiele, welche von Mangel an »Elasticität der Gestaltung« Zeugnis geben, bei solchen Stellen wird wohl der Verstand angeregt, aber das Gemüth geht ziemlich leer aus. Diesbezüglich gelten auch für Grün die Worte, welche Lessing in der »Hamburgischen Dramaturgie« anlässlich der Besprechung der Merope des Maffei zur Charakterisierung des Stiles dieses Dichters gebraucht: »Sein Ausdruck zeigt von mehr Phantasie als Gefühl.« Uebrigens darf man bei Grün nicht allzu schnell aburtheilen; gar manches Bild, welches beim ersten Anblicke unpassend scheint, erweist sich bei wiederholtem Lesen als gelungen.

Endlich möge hier noch auf zwei Eigenthümlichkeiten Grüns in formeller Beziehung hingewiesen werden, nämlich auf den ungerechtfertigten Zeitenwechsel und die nicht immer genügend motivierte Vorliebe für den Gebrauch des Conjunctivs. Was das erstere anbelangt, so sind mir im »Schutt« nur wenige Stellen aufgefallen; in der »Fensterscheibe« folgen sich in coordinierten Sätzen die Reimworte: »würfe — schlürfe« und »bespeie — reihe« (p. 235); in der im zwölften Gedichte des »Cincinnatus« vorgeführten Schilderung gebraucht der Dichter stets das Präsens, nur »nahte« macht eine Aus-

nahme (p. 355); bei der Darstellung des Zusammensturzes der Kirche ist durchaus das Präsens angewendet, mit Ausnahme von »erlosch« und »bebte« (p. 261); willkürlich wechseln Präsens und Imperfect p. 324 in der zweiten und dritten Strophe.

Störender wirkt es, wenn der Dichter ohne hinlängliche grammatische Begründung den Coniunctiv statt des Indicativs und den Conj. Präs. statt desselben Modus des Imperfects gebraucht. Nicht immer ist dabei die Rücksicht auf den Reim massgebend gewesen, da sich Beispiele, wenn auch vereinzelt, selbst im Innern der Verse finden. Im ganzen sind auch solcher Stellen im »Schutt« nicht viel, bedeutend weniger als im »Pfaff«, der die meisten Beispiele für diese Eigenthümlichkeit bietet. Häufiger gebraucht Grün in unserer Dichtung den einfachen Coniunctiv, während der Sprachgebrauch Umschreibung mit »könnte, möchte, sollte« etc. vorzieht. Hieher gehören: »meine« = »meinen könnte« (p. 230); »schaue« statt Indic. (p. 237); »labe« statt Conj. Imperf. (p. 239), wie öfter, wenn der Satz mit »als ob« eingeleitet ist; »weide« statt »weiden könnte« (p. 243); auf derselben Seite »gedenke« und »müssen« statt Conj. Imperf.: »trage« statt Indic. (p. 252); »tauge« statt Conj. Imperf. (p. 260); »tragen soll« statt »sollte« (p. 303); »bangen« statt Conj. Imperf. (p. 336); »labe« statt »laben kann« (p. 347).

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei auch Metrum und Reim mit wenigen Worten besprochen.

Die vierzeiligen Strophen des »Schutt« sind, vom einleitenden Gedichte und dem Epiloge abgesehen, durchaus im fünffüssigen Jambus abgefasst. Die Lieder des ersten Cyclus reimen mit Ausnahme des zweiten Gedichtes, das paarige Reime zeigt, durchaus gekreuzt; alle Reime sind weiblich, wie es dem wehmüthig-klagenden Tone, der diese Lieder durchzieht, entspricht. In den Gedichten der zweiten Abtheilung sind die ausnahmslos paarweisen Reime ebenfalls weiblich, im Einklange mit dem elegisch-ernsten Inhalte. Sehr sorgfältig hat Grün im »Cincinnatus« auf die Art der paarigen Reime geachtet. Diejenigen Gedichte, deren Stoff auf dem abgestorbenen Boden Unteritaliens spielt, reimen durchaus weiblich, diejenigen, welche uns Situationen aus dem lebenskräftigen Amerika darstellen, durchaus männlich: das erste und letzte Gedicht, welche auf beide Continente Bezug nehmen, haben abwechselnd männliche und weibliche Reime. Und in der vierten Abtheilung sind die gekreuzten Reime theils männlich, theils weiblich, weil uns dieser Cyclus hochbedeutsame kriegerische Ereignisse der Weltgeschichte entrollt, die aber einen mildversöhnenden Abschluss in allgemeinen Frieden finden. Da der »Schutt« den Gedanken der fortschrittlichen Entwicklung der Menschheit darstellt, so passt gut das vorwärtsdrängende, steigende Metrum. Für das einleitende und Schlussgedicht hat Grün den vierfüssigen Trochäus gewählt; die abwechselnden Reime sind in dem ersteren, das sich auf Europa und auf Amerika bezieht, theils männlich, theils weiblich, im letzteren, das auf die veredelnde Kraft des Schönen hinweist, durchaus weiblich. So hat der Dichter auch durch Reim und Versmass dem symbolischen Charakter der Dichtung Rechnung getragen.

IX.

Es obliegt mir noch, einiges über die erste Aufnahme des »Schutt« anzuführen, soweit die in beschränkter Zahl mir zugebote gestandenen Quellen sich hiefür ergiebig erwiesen haben.

Die Wirkung, welche die poetischen Werke Grüns bei ihrem Erscheinen hervorriefen, war im einzelnen sehr verschieden. Während die »Blätter der Liebe« (1830) ziemlich unbeachtet blieben, fand der in demselben Jahre erschienene Romanzenkranz »Der letzte Ritter« höheren Antheil, wenn auch anfangs kein grosses Publicum. Gross dagegen war die Aufregung, welche die anonym erschienenen »Spaziergänge eines Wiener Poeten« (1831) erweckten, und sehr bedeutend der Eindruck, welchen der »Schutt« erzielte; weniger gilt dies vom »Pfaff vom Kahlenberg« (1850) und den »Nibelungen im Frack« (1843), wogegen die »Gedichte« (1837) wieder vielen Beifall ernteten.⁴⁸⁾ Im August 1836 unternahm Bauernfeld mit Grün eine Reise nach Deutschland, ersterer erzählt darüber: »In Leipzig wurde A. Grün hoch gefeiert. Er stand damals im Zenith seines Dichterruhmes. Verleger, Literaten und Studenten belagerten ihn scharenweise, ein jeder wollte ihn kennen lernen, die meisten brachten ihre Albums mit, erbaten sich ein paar Erinnerungsverse, gelegentlich auch von mir.«⁴⁹⁾

Der oberösterreichische Dichter M. L. Schleifer schreibt an Schurz, den Schwager Lenaus, am 24. Juni 1836: »Ich habe ihn (den »Schutt«) erst einmal gelesen und erlaube mir über das Ganze noch kein Urtheil; einzelne Blätter las ich wiederholt mit steigendem Entzücken — jene vier Strophen, die da anfangen:

Wie eine Rose aussieht, wüsst' ich gerne!

und das nächstfolgende: wo der Gefangene einen Halm aus seinem Strohlager zieht, sich daran hinausspinnst ins Freie, dort im Anblick des Kornfelds schwelgt, das Schnitterfest mitfeiert, bis er plötzlich durch das Gerassel der Kette aus seinem Traume geweckt wird und mit dem Schmerzensrufe hinsinkt:

Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Dass ich durch dich noch einst so elend wäre!

diese und noch einige Blätter der Art — du weisst, ich lese nur mit dem Herzen — zählen zu dem Schönsten, was ich in meinem Leben gelesen habe.«⁵⁰⁾

In dem bedeutendsten literarischen Organe des damaligen Oesterreich, in den »Jahrbüchern der Literatur«, war natürlich kein Raum für die Anzeige des »Schutt«. Die Jahrbücher mussten, um den Blick der Leser von der Gegenwart abzulenken, sich zu viel mit dem Chinesischen und Altspanischen beschäftigen,⁵¹⁾ und die Namen Grün und Lenau (den »letzten Ritter« hat noch Enk angezeigt, freilich ohne ins Detail der Dichtung einzugehen) durften damals »in österreichischer Druckerschwärze«⁵²⁾ nicht erscheinen. Wenn wir uns also um eine gleichzeitige öffentliche Besprechung des »Schutt« umsehen wollen, müssen wir unsere Blicke auf die literarhistorisch-kritischen Blätter Deutschlands richten.

⁴⁸⁾ Alles nach Bauernfeld: »Alt- und Neu-Wien«, p. 142, und »Briefwechsel mit Grün«, p. 382.

⁴⁹⁾ Bauernfeld: »Aus Alt- und Neu-Wien«, p. 234.

⁵⁰⁾ Citiert bei Radics: »Anast. Grün. Verschollenes und Vergilbtes«, p. 82.

⁵¹⁾ Springer: »Gesch. Oesterreichs«, I., 572.

⁵²⁾ Bauernfeld: »Aus Alt- und Neu-Wien«, p. 139.

Mir liegt die Besprechung des »Schutt« von W. Häring (Willibald Alexis) vor, welche in den »Blättern für literarische Unterhaltung« am 16. und 17. Mai 1836 erschien. Die damals neueste Dichtung Grüns wird sehr günstig recensiert und das Gesamturtheil am Schlusse mit den Worten zusammengefasst: »Schutt ist nicht alles das, was er (der Dichter) dafür ausgibt; aber seine Gedichte »Schutt« sind eine der bedeutendsten, geistvollsten und eigenthümlichsten Schöpfungen, welche die letzte Zeit im weiten Reiche unserer Literatur zutage gebracht hat.« Doch wird Grün der Vorwurf gemacht, dass er dazu auffordere, dass der Mensch, wenn er aller Uebel und Zweifel ledig sein wolle, sich nur an die ewig grünende Natur zu halten brauche. Er legt dem Dichter die Darstellung des Gedankens unter: »Unsere Entwicklungsgeschichte allmitedinander ist Schutt, nur in der Natur, die von Anfang an war und ewig sein wird, ist Geist, Freiheit, Heil, Ewigkeit.« Diese Deutung des »Schutt«, welche der von mir versuchten widerspricht, kann vielleicht nicht allzu schwer aus dem Gedichte selbst widerlegt werden. In »Cincinnatus« führt uns der Dichter den feigen bourbonischen Soldaten, der sich aus Liebé zur schönen Natur gerettet hat, und den müssigen Lazzarone, der sich doch auch auf seine Art der Herrlichkeiten in der Natur erfreut, nicht als berechnigte Typen der menschlichen Gesellschaft vor; nicht umsonst stellt er dem Lazzarone die rüstigen Auswanderer entgegen, da er an dem Gegensatze zeigen will, dass der Mensch sich mühen und arbeiten müsse! Der zweite Tadel, den Häring gegen den Dichter erhebt, betrifft das Schlüssgedicht der »Fünf Ostern«; darüber ist schon oben gesprochen worden. Um so mehr rühmt er die gewaltige Kraft der Phantasie Grüns, das blühende Colorit des Ausdrucks, die Wärme der Empfindung. »Farben wirft er mit dem Pinsel hin, und es steht Feuer auf der Leinwand.« Bezüglich des Cyclus »Eine Fensterscheibe« lesen wir: »Der Referent fühlt sich in Verlegenheit, wenn er das Vorzüglichere zur Mittheilung auswählen soll; eines überbietet in Rembrandt'schen Schlagschatten und Denner'scher Physiognomik das andere... Und doch ist das »Cincinnatus« überschriebene Gedicht noch bedeutender, sowohl was dichterische Begeisterung als die Tiefe des Inhalts anlangt.« Und an einer späteren Stelle heisst es: »Diese Bilder (vom neapolitanischen Golfe) überstrahlen an Wärme, Glanz und Tiefe der Auffassung die Bilder eines Catel, der doch seine besondere Kraft in der Porträtierung der neapolitanischen Meere hat.« Wenn aber Häring fragt: »Kennt Graf Auersperg die neue Welt nur aus Coopers Romanen?« so scheint mir diese Frage nicht berechnigt, denn Grün hat Amerika gewiss nicht als das Land seiner schönsten Träume geschildert, wovon übrigens schon oben in ausführlicher Weise gehandelt worden ist.

Nachdem zuerst die Stimme eines norddeutschen Kritikers und Romanschriftstellers angeführt worden ist, möge auch die Anzeige eines süddeutschen Dichters, eines Lyrikers, erwähnt werden. Die »Heidelberger Jahrbücher der Literatur« enthalten im 29. Jahrgange (1836, p. 485—494) die Recension des »Schutt« von G. Schwab. Dieselbe geht auf die Idee der Dichtung nicht weiter ein, sondern befasst sich nur mit der Besprechung der einzelnen Liedercyclus, aus denen mehrere Gedichte als besonders schön hervorgehoben werden; so das achte, zehnte und eilfte aus dem »Thurm«, das vierzehnte aus der »Fensterscheibe«; »Fünf Ostern« wird als die »tiefsinnigste, ernsteste und vollendetste Dichtung dieser Sammlung« bezeichnet. Indem die Dichtung als Ganzes mit Anerkennung besprochen wird, richtet sich der geringe Tadel nur

gegen Einzelheiten des Stiles. So wird gerügt »ein plötzlicher Uebergang von edeln Bildern zu unedeln, von pathetischen Redensarten zu niedrigen«; hiefür werden aus dem fünften und sechsten Gedichte des zweiten Cyclus Beispiele angeführt.⁵³⁾ Schwab schliesst seine Recension mit folgenden Worten: »A. Grün hat sich seit seinem Auftreten als einen edeln und reinen Sänger des Geistes bewiesen, und der Geist wohnt auch in dieser Dichtung hinter der sinnlichen Fülle, die übrigens geläuterter und gezügelter erscheint, als der an die übrigen Dichtungen verschwendete Bilderschmuck. Doch könnte seine vollblütige Dichterphantasie auch hier noch von ihrem Ueberflusse genug hergeben, um ein Dutzend mondsüchtiger Kunstpoeten mit Leben und Productionskraft auszustatten, ohne dass sie selbst etwas verlöre, als ein gefährliches Uebermass von Säften«.

Die angeführten Proben dürften zur Erhärtung des Satzes genügen, dass der »Schutt« gleich bei seinem Erscheinen als eine hervorragende Dichtung begrüsst wurde: in diesem Urtheile begegneten sich ein nord- und ein süddeutscher Kritiker, ein Epiker und ein Lyriker.

X.

Die Schlussredaction des »Schutt«, wie sie uns in der Gesamtausgabe der Grün'schen Werke vorliegt, zeigt ziemlich erhebliche Abweichungen von dem ursprünglichen Texte vom Jahre 1835; sie sind im Folgenden zusammengestellt.⁵⁴⁾

»Der Thurm am Strande« enthält im ältesten Texte nur 15 Lieder, indem das jetzige zwölfte und vierzehnte Gedicht dort fehlen; ausserdem zeigt dieser Cyclus folgende Varianten:

- p. 204: Und laden vor Gericht nun meine Richter!
 » » zu Gerichte » »
 p. 205: Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen!
 » knebeln » » » » »
 p. 210: mitleidvoll
 mitleidvoll.
 p. 211: Fürwahr, ich wollt', ich säss' im Karr'n statt seiner
 O dass ich säss' im Karren anstatt seiner.
 p. 216: Sonnen
 Sonne
 p. 224: Im Grabgewölb' der Zeit euch zu bestatten
 » » » es » »
 p. 226: Mich dünkt wohl gar etc.
 » dünkt » » »

An dem Texte der »Fensterscheibe« hat der Dichter nachstehende bedeutende Veränderungen vorgenommen:

- p. 230: Zum Bannerträger ist der Thurm erkiesen
 » » sie den » »

⁵³⁾ So der Ausdruck »bombardierend« im ersteren und die Beschreibung des Bildes des dicken Abtes im letzteren. Wenn später Schwab die Schlussverse im Monologe des Juden auch hierher rechnet, so möchte ich doch dagegen bemerken, das mir der Sarkasmus, der in diesen Worten liegt, recht wirksam erscheint. Eine ähnliche Bemerkung über den Stil Grüns macht Immermann, Reisejournal, II. Buch, siebenter Brief, rücksichtlich der »Spaziergänge«.

⁵⁴⁾ An erster Stelle steht die ursprüngliche, an zweiter die letzte Fassung des Textes.

- p. 230: Nie lustet's sie....
Nie lüset's sie...
- p. 232: Beuten
Beute.
- p. 235:entsandt' der Alte
entbot » »
- p. 237: ...gar frisch
...ganz frisch.
- p. 240: leuchten sehen
leuchtend sehen.
- p. 241:und duld'st es gerne
» duldest gerne.
- p. 241: Dass mitt' auf deinem Bauch, als Polsterpühle,
Keck meine Phantasie, das Kind, jetzt spiele. —
Dass keck auf deines Bauches Polsterpühle
Jetzt meine Phantasie, das Kindlein, spiele.
- p. 242: Da focht sich's drunter gut....
Darunter focht sich's gut...
- p. 245: Satanam
Satanas.
- p. 245:blühend ihn umschlungen
» sie »
- p. 246:Zahl und Seiger
» » Zeiger.
- p. 246:von Erdens Blütenkranze
vom Erden-Blütenkranze.
- p. 247: Dass Wand und Pfeiler bebt und Kuppel splittert
» » » » bebt, die Kuppel zittert.
- p. 247: erblichen
entfärbtes.
- p. 250: der Demuth voll
von » »
- p. 250: geschallt
gespannt.

und in der unmittelbar folgenden Zeile:

- Stand
Stamm.
- p. 252: hintendrein
hinterdrein.
- p. 255: hungert's
hungert.
- p. 258: wusst'
weiss.
- p. 258: Scheidemauer
Scheidemauern.
- p. 258: Blüt' und Frucht getragen!
Blüt und Früchte tragen!
- p. 262: ihm's
ihm.

Im »Cincinnati« finden wir folgende Varianten:

- p. 267:im blauen Flor von Lüften
» » Flur » »
- p. 269: Es braust die Susquehannah
» » der »

- p. 269: blüh'ndem
blühendem.
- p. 269: Urwaldswüsten
Urwaldswüsten.
- p. 269: zu neuen, schön'ren
zu neuem, schön'rem.
- p. 279: die durch ihn schreitet
die ihn durchschreitet.
- p. 281: Lave
Lava.
- p. 283: das Grässlichste doch war Kometens Schweif!
» » war des Kometen Schweif!
- p. 290: eine seltne Vase
ein' » »
- p. 291: Sitz' drunter, bis sie reif in Schoss dir fallen!
Sie werden reif selbst in den Schoss dir fallen!
- p. 291: Was soll die Nas' in dorn'gen Rosenblättern?
Dem Duft liegt selbst ja dran, zu ihr zu wallen! —
Was soll im Rosendorn die Nase blättern?
Dem Duft liegt selber dran, zu ihr zu wallen!
- p. 292: Russland brauch' zu laufen
» musste laufen.
- p. 292: Ein solches erst zu thun um seinethalben!
In Staub zu werfen mich um seinethalben!
- p. 292: Da muss vom Segen auch auf mich was fallen!
Etwas vom Segen muss auf mich auch fallen!
- p. 294: Spielt seine Hand, doch darf sie ihn nicht krönen!
» » » ihn selbst darf sie nicht krönen!
- p. 295: Priesterweihe g'nug?
Priesterweih' genug?
- p. 297: Da stürmen all' aufs Deck empor in Hast,
Das Aug' wagt vor dem Schiff die Landung fast,
Neugierig auf den ersten Gegenstand,
Den bieten mag das heissersehnte Land? —
Da stürmen all' in Hast aufs Deck hinan,
Das Aug' will früher landen als der Kahn,
Es forsch't und frägt den fernen, blauen Strand:
Was bringst du mir, du meiner Sehnsucht Land?
- p. 297: Sieht dort der Freiheit Siegesbogen stehn
Will dort der » » sehn.
- p. 298: Spreche, was Dir noth?
Sprich, was thut Dir noth?
- p. 299: Sieh hier die freien Söhne der Natur!
» » wildfreie » » »
- p. 299: Und säusle einst als Glock' ihr Sterblich leis
Ihr Sterblich säus'l ich einst als Glocke leis.
- p. 299: Schwing' rasch den Fuss ans Land!
Rasch schwing' ans Land den Fuss!
- p. 300: Knechtschaftsfrohne.
Knechtschaftsfrohne.
- p. 302: vor ihm aufgethan
vor mir »
- p. 305: Gut hielt'st du einst den Lichtberuf
Erfüllt hast du den Lichtberuf.
- p. 306: Und in das Meer von Glanz, das sich ergossen,
Sah noch sein bleich Gesicht, das todverklärte. —
Sein Antlitz blieb, nun sich das Aug' geschlossen,
Als ob der Tod ihm zur Verklärung werde.

p. 311:des Schmerzens Kinder
des Schmerzes »

p. 311: An seiner Fülle
In » »

In den »Fünf Ostern« kommen folgende Textesabweichungen vor:

p. 323:Ha, liegen sie in Krieg....
Ha, » » im »

p. 330:auf reich're Flur
auf reich'rer Flur.

p. 330: Wenn ihr die Hunde peitscht, den Hirsch zu hetzen,
Da rennt durch Busch und Feld er fort und fort; —
Der Hirsch, den ihr mit Hunden liesset hetzen,
Der rennt durch Büsch' und Felder fort und fort.

p. 331: Durch's Leben sich, in alle Welt zerstreut!
» » » zerstreut, im Wand'rerkleid!

p. 332: An Farb' und Bildung
In » » »

p. 335: Fest wie sein Aetherbild
» » ein »

p. 335: Des Paschen drohend Antlitz
Des Pascha » »

p. 337: Ihr habt in tausend Aeste ihn zerspalten
In tausend Aeste habt ihr ihn zerspalten.

p. 338: Libans Cedern
Lebans »

p. 342: Sie zeigen ihm's
Sie zeigen's ihm.

Endlich im Epilog:

p. 348: Bis zu schönem, duft'gen Schutte
» » duft'gem, saft'gem »

Grün hat auch sonst an seinen Gedichten in späteren Auflagen geändert, namentlich gilt dies bezüglich der in die Sammlung seiner »Gedichte« aufgenommenen Lieder und Romanzen aus den »Blättern der Liebe«. Wenn wir die Veränderungen, welche er am »Schutt« vorgenommen hat, näher betrachten, so ergibt sich Folgendes:

Im ersten Cyclus hat Grün allerdings zwei Gedichte ganz neu eingeschaltet, aber sonst sind in demselben wie in den »Fünf Ostern« die Veränderungen ziemlich geringfügig, woraus wir schliessen dürfen, dass beide Cyclen sprachlich den Dichter am meisten befriedigten, wie dies wohl auch beim Leser der Fall ist. »Eine Fensterscheibe« und noch mehr »Cincinnati« zeigen aber viele und namentlich die dritte, freilich auch längste Abtheilung nicht unbedeutende Abweichungen. In den meisten Fällen kann man ersehen, was den Dichter zur Vornahme der Veränderung veranlasst hat. Ueberwiegend war es die Rücksicht auf den gesteigerten Wohlklang und die grössere Flüssigkeit der betreffenden Stelle, was für den Dichter bestimmend war. Dahin gehören die Veränderungen p. 204, 210, 211, 226, 241, 242, die erste p. 246, 247, 255, 262, 279, 283, 291, die erste p. 292, 295, die zweite p. 299, 305. Namentlich sind darunter mehrere Stellen, welche durch die Weglassung des Artikels oder die unnöthige Einschaltung von »es« oder »s« in der ersten Fassung hart klangen. An eine andere Gruppe von Ausdrücken hat der Dichter deshalb die bessernde Hand angelegt, um eine weniger poe-

tische oder minder scharf ausgedrückte Wendung zu beseitigen; dahin gehören: die zweite Stelle p. 292, die erste p. 297, 302, 306, 331. Wieder eine Reihe von Veränderungen betrifft nur die Stellung der Worte, um das stärker betonte Wort durch Voranstellung mehr hervorzuheben; Beispiele hiefür sind: die letzte Stelle p. 292, 294, die erste p. 297, die dritte p. 299, die dritte p. 330, 337. Ferner finden wir einige Verbesserungen in grammatischer Beziehung, die sich leicht von selbst ergeben und daher nicht speciell angeführt zu werden brauchen. Endlich möge hier noch auf einige Stellen aufmerksam gemacht werden, welche sich durch den Vergleich mit dem ältesten Texte theils aus Rücksicht auf den Sinn, theils des gestörten Metrums wegen in der Gesamtausgabe als Druckfehler bezeichnen lassen; so p. 267 »Flur« st. »Flor«; p. 269 »blühendem« st. »blüh'ndem,« wodurch ein ganz vereinzelter Anapäst entstünde; p. 290 »ein' selten Vase« ebenfalls aus Rücksicht auf das Versmass; endlich p. 335 »fest wie ein Aetherbild«, da »sein Aetherbild« gewiss ein bestimmteres und schärferes Bild gibt.

Laibach, im Mai 1881.

A. Zeehe.



